

Michaelstr. 56/58
Handlung
Bäckerei
Industriewerk
Keller Art

irius-
astwagen
erzfristig lieferbar
TUNG
KLUTH
ntor, Ruf 4662/63
11 u n g
Ecke Weingartstr.

Beachten
Sie
bitte
die Anzeigen
in dieser
Ausgabe!

Sept. 1935
erbilligte
onder-
Fahrt
winter

einbrücke 8 Uhr
inter 15,20 Uhr
inter 18,05 Uhr
inbr. 22,25 Uhr
n. Rückfahrt:
ein Königsw.
2,50
Jahr. d. Hälfte
eldorfer
rt. Agentur:
Neu, Nord-
on 8087.

Kranze
eKrings
Telefon 2320
ch die Fleurop

len Nachf.
gen We.
remannplatz 11
usport
emmelabungen
wagen

Nr. 3 Sonntag

WOCHENEND=AUSGABE DER NEUSS-GREVENBROICHER ZEITUNG

Nr. 36 — Sonntag, 8. September 1935

Fremde Stadt

Des Walles Wipfelkronen kränzt die Stadt.
Die Luft ist satt vom Duft des welken Laubes.
Von den Kastanien tröpfelt Blatt um Blatt
Und tanzt im Hauch des goldbeschwingten Staubes.

Die Lauben an den Häusern sehen all
Ehrwürdig drein mit greisen Steingesichtern.
Von hohen Fenstern stürzt ein Blumenschwall.
Ein Farbenrausch durchglüht das Grau mit Lichtern.

Am Markt der steinern plumpe Roland lacht,
Und auf sein Schwert gestützt, trotz er dem Sturme.
Um Mittag wimmert aus dem schmalen Schacht
Ein rostig Glockenspiel vom Münsterturme.

Der Nixenbrunnen rauscht und wirft sein Nalz
Wie einen Silberspeer. Die Schalen schäumen
Und netzen noch die Steine und das Gras,
Auf das die steilen Giebelhäuser träumen.

Ums alte Stadttor wuchert roter Wein,
Und Eppich rankt um bröckelndes Gemäuer.
So spinnt das Herbstgold meine Seele ein
Und schmückt die Trümmer dessen, was mir teuer.

Ilse Franke.

Der Briefträger

Briefträger, besonders natürlich Geldbriefträger, sind fraglos Respektspersonen; ehe die Nachnahmen und Postzustellungen eingeführt wurden, waren die Briefträger sozusagen die immer willkommenen Besucher. Da es heute nicht mehr so ist, daran ist natürlich der Briefträger unschuldig; wir vergeben es ihm, wenn er uns die Nachnahme vorzeigt, wir sind ihm nicht gram, wenn er uns eingeschriebene, unfreundliche Briefe zuträgt, wir unterschreiben ihm die Postzustellungsurkunde, mittels deren wir jenen Brief als empfangen bescheinigen, der uns zum Gerichtstermin ruft oder zu einer sonst sehr unangenehmen Sache. Denn in uns ist das Gefühl der möglichen angenehmen Überraschung, ist die Hoffnung auf eine ruhige runde Postanweisung so fest gepflanzt, daß wir immer auf sie hoffen, wenn wir ganz sicher auch keinerlei Aussicht haben, mit einem solchen Instrument bedacht zu werden.

Schließlich könnte man ja doch einen Onkel in Amerika gehabt haben, der nun eines sanften Todes starb, ohne uns zu vergessen, der vielmehr in der Stunde des Abschieds von dieser Welt die lebenswerte Neigung gehabt haben könnte, uns eine in jedem Falle sehr schätzenswerte Dollarsumme zu vermachen; oder es könnte Tante Terpsychore, von unserer Liebe überwältigt, ihr Testament vielleicht dennoch zu unseren Gunsten geändert haben, derart, daß wir nun diese freundliche Nachricht durch jenen Postbeamten übermittelt erhielten; wobei dieser natürlich freundlich zu lächeln hätte.

Briefträger, insonderheit Geldbriefträger lächeln oft; wenigstens glaube ich das festgestellt zu haben. Natürlich kann ich mich irren. Wir müssen das natürlich richtig deuten; bringt er Gold — herrlicher Tag, sei gelobt! — so haben wir allen Grund mitzulächeln; bringt er Nachnahmen oder sonstwas „Negatives“, dann deuten wir sein freundliches Gesicht als Trost, als Ermunterung, und müssen wir was vom Gericht als Empfangsbestätigung unterschreiben, dann soll uns wahrscheinlich kein freundliches Gesicht sagen: „Nur Mut, junger Mann, der Kopf wird schon nicht abgehen“, und beim so wenig geschätzten Postauftrag bekundet er durch seine Mine und durch seine Geste, daß er persönlich an diesen Dingen vollends unschuldig ist. Er ist der Mittler zwischen den freundlichen und unfreundlichen Dingen dieser Welt, er trägt Schicksale in seiner Tasche, wenn er die schwarzgeränderte Todesanzeige überreicht, oder wenn er Liebesbriefe bringt, die allerdings seltener geworden sein sollen. Die ernsten und die heiteren Lose der Menschen birgt er in seiner schwarzen Tasche; wir müssen sie von ihm nehmen, wenn unser Name darauf verzeichnet steht, und wir nehmen sie von ihm an, unruhig und erwartungsvoll, voller Hoffnung oder voller Sorge.

Schade, daß die Hausbriefkästen uns einen Teil der persönlichen Beziehung zum Briefträger genommen haben; in der Großstadt kennt man diesen schicksalhaften Mann oft garnicht persönlich, aber in der kleineren Stadt oder gar auf dem Dorfe besteht fast immer eine Art von Freundschaftsverhältnis zwischen ihm und seinen Abnehmern. Dort ist er eine Art von Mitwisser aller Dinge, der großen und der kleinen, dort ist er sogar Teilhaber an ihnen, denn er weiß es gut, wenn irgendwo



Der Postbeamte

Foto: Dr. Peter Weller, (Bavaria-Verlag Gauting)

Glück oder Unglück, Enttäuschung oder Hoffnung eingekehrt sind.

Bürger sagt einmal vom Brief:

„Traum, ein Gott war's, welcher Schriit und Siegel
Für ein armes Liebespaar erfand,
Für das Mädchen hinter Schloß und Riegel,
Für den Jüngling, weit von ihm verbannt.
Briefe leben, atmen warm und sagen
Mutig, was das arme Herz gebeut,
Was die Lippen kaum zu stammeln wagen,
Das gestehn sie ohne Schüchternheit.
Daß im Gram sich Herz an Herz erhole,
Herz von Herz getrennt, durch Land und Meer,
Tragen sie vom Indus bis zum Pole
Dienstbar auch den Seufzer hin und her.“

Gewiß ist mit solchem Reim der Briefträger nicht erschöpfend gezeichnet; vielmehr bezeichnet solche „Vermittlung“ nur einen winzigen Ausschnitt aus seiner Tätigkeit; aber ganz sicher ist aus diesen Dingen etwas von der Gloriette dieses Amtes für alle Zeiten auf sein Gesicht geschrieben, das nun nicht mehr daraus erlischt, und das uns fast ein Begriff geworden ist.

Lächeln und Freundlichkeit ist ganz sicher kein erlerntes Pflichtfach für den Briefträger; es bestand und war da, ehe „Höflichkeitserlasse“ in aller Welt ergingen, es ist der letzte, ansehnliche Rest vom Lächeln des Götterboten Hermes, der einst ausgesandt wurde, die Befehle und Wünsche der olympischen Herrscher auf die Erde zu bringen. Daß Hermes die Herden des Apoll stahl und den hundertäugigen Argus tötete, das können wir seinen Nachfolgern, den Briefträgern von heute nicht mehr anrechnen; in dieser Linie bestehen keinerlei verwandtschaftliche Beziehungen. Wohl wollen wir uns daran erinnern, daß Hermes der Gott des Herdensegens und des Handelssegens war, der Beschützer des Handels, der Wege und des Verkehrs, der Schlaf- und Traum-Spender, der wortgewandte Sohn des Zeus, der Erfinder der Leier. Zwar hat das nichts mit unseren Briefträgern mehr zu tun, aber wir sind diese Feststellungen doch ihrem Stammbaum schuldig, ihrer Genesis.

Wenn wir morgens den Schwarm der Briefträger aus dem Hauptpostamt heraustreten sehen in den hellen oder grauen Tag, dann wissen wir, daß neben ihnen das Schicksal geht, und daß sich mit jedem ihrer Schritte unserem Hause Gutes oder Böses nähern kann, wenn ein Brief in der schweren Tasche ist, der es auf uns abgesehen hat.

E. H.

Lebens in Stundmen

Von Adolf von Hafffeld.

In einem heißen Tag waren wir in Brüssel angekommen, und saßen den langen Nachmittag auf der Terrasse des Metropols und ließen die Tausende von Menschen, die vom Land in die Hauptstadt gekommen waren, an uns vorbeistreichen. Als es Nacht wurde, zogen wir die lange Straße den Berg hinauf in die alte Stadt. Auf der Hochstraße, der Höhe Straße von Brüssel, wimmelte es von Menschen. Auf Tugenden von langen Tischen, die an der Straße im Freien aufgestellt waren, lagen Tausende von Fischen, Krabben, Krebsen und Muscheln, geräucherter und gesalzener Schollen, den flachen, tellerartigen Leib von Flossen umrahmt. Durchdringender Fischgeruch zog in Schwaden dahin und vermischte sich mit den Ausdünstungen der Menschen. Harmonikspieler saßen auf den Tischen der Wirtschaften und sangen ihre Lieder.

Wir wenden uns durch die wimmelnde Schar der Menschen. Unser Auge sieht nur diese dunkle Masse von Menschen, unsere Zunge schmeckt den Geruch der Fische, unsere Nase riecht das süße Bier, das Ohr wird angefüllt von dem Lärm der Musik und dem Schreien der Tänzenden. Angestoßen werden wir und wie von selbst im Gedränge weitergeschoben, bis einer unserer flämischen Begleiter uns mit sanfter Gewalt zum Stehenbleiben bringt.

Dann deutet er auf ein Haus, das in der engen Straße mit einem hohen Giebel dasht. „Das Haus Pieter Breughels“, sagt er, „sein Geburtshaus“. Und inmitten des sich Schiebenden, lärmenden, lachenden Volkes denke ich an diesen flämischen Maler des Mittelalters, der wie kein zweiter sein Volk in Bildern malte, seine Kirmessen, seine Landschaft, seine Schmerzen und Freuden.

Weiter werden wir geschoben. Ab und zu biegt eine kleine Straße von der Hauptstraße ab. Dann sehen wir in dunkle Gassen, die im Dunkel der Nacht liegen. Doch von einer Seite zur anderen sind Girlanden aus roten, gelben und grünen Lichtern gespannt. Eine Musikkapelle kommt die Gasse heruntergezogen. Vor den bläulichen und tropfenenden Männern tanzen die Kinder, werfen ihre kleinen Beine im Takt der Musik in die Luft und wiegen sich hin und her. Wir schwingen mit in der Bewegung der unendlich vielen Menschen.

In einem der alten kleinen Plätze der Stadt, mitten zwischen den engen Giebelhäusern steht jenes Männchen, das als Zeichen der Unbekümmertheit offensichtlich von seinem Denkmalspostament herunter vor aller Augen sein Wasser abschlägt. Im Jahre 1619 wurde dieser kleine Junge in Bronze errichtet, ein Ausdrucksnaiver Volkstums, und noch heute wird er stets als „der älteste Bürger Brüssels“ angedeutet. An besonderen Festen belustigt

sprach einmal auf alle Volkslieder kommt, spielt er uns einige vor. „Aber“, sagt er dabei, „erst jetzt fängt das Volk wieder an zu singen. Vier Jahrhunderte war es unterdrückt und gezeichnet. Jetzt aber wird es wach.“ Während er dies sagte, Kinder tanzten draußen zu der Musik. „Da sind sie schon, die Musikanten, sie loden fiedelnd uns zum Tanz.“

Der Dichter erzählt uns aus seinem Leben: Wie er als zwölftes von dreizehn Kindern in vier auf die Welt geblasen wurde, wie sein Vater für die Enttragung seines Namens im Familienbuch war, so daß er außen auf den Umschlag geschrieben die Märschen erzählte von Genoveva aus Brabant und den vier Heimgangskindern. Während er so erzählt, geht die Tür auf, und herein tritt die allmächtige Kusine, die wir in der Kirche schon gesehen hatten. „Den ganzen Tag hast Du wieder in der Kirche gelesen“, lacht der Dichter, „aber ich mir nur nicht zu sehr in meine Bücher herein, daß Du mir meine Gefallen noch verfehlt.“

Nürnberg, das Antike und die Kunst des Mittelalters

Wo auch der Name dieser Stadt fallen wird leuchten die Augen auf und erhellen sich die Gesichter — als sei diese alte Stadt mit ihren windigen Straßen und Gassen und schmalen Plätzen ein Stück Märchenland, der einer seligen Kindheitserinnerung angehört. Und wohl selten verdient eine Stadt im Lande den Namen „Des deutschen Reiches Schatzkammer“ wie Nürnberg mit seiner großen geschichtlichen Vergangenheit, mit seinen bedeutenden Menschen die dort wirkten und eine Wunderwelt hervorbrachten. Baumeister, Künstler, Wissenschaftler und Handwerker leuchten aus den früheren Jahrhunderten mit klaren Namen in unsere Zeit herüber und leben in ihren Werken fort.

Nürnberg gehört zu den verhältnismäßig jüngeren deutschen Städten. Sie ist eine ausgesprochene freie Stadt gewesen mit dieser alten deutschen Kulturstätte, die die Fäden, von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen. Das Volk hat aus sich selber die Patrie zu sich selbst emporgeworfen und die Größe der Stadt und ihrer Kultur. Hier hat Hans Sachs gesungen und Albrecht Dürers Schritt Klang durch die Straßen, hier hat Peter Henlein sein „Nürnbergergesetz“ die erste Taschenuhr erfunden, und die erste Eisenbahn auf dem Festland fuhr zwischen Nürnberg und Fürth. Des Steinbauers Adam Krafts Meisterstück, das Sakramentshäuschen in der Lorenzkirche, dessen Steinbildereien unglaublich fein und zierlich sind, erinnert an größte Kunstfertigkeit auf diesem Gebiet. Hervorragende Schöpfungen der Erzgießerei, so durch Peter Vischers Grab des Sankt Sebald in der Sebaldskirche, mit den zwölf Aposteln um das Grab des Himmelsfürsten, bewiesen überaus handwerkliche Geschick, verbunden mit begiegender Kulturgeschmack damaliger Zeit. Für die Glasmaler zeugen die vorzüglichsten Kirchenfenster bei Lorenz und Sebald, doch sind nur sehr wenige Namen von Glasmalern auf uns überkommen. Der bekannteste ist Veit Stöckel mit seinen beiden Söhnen Veit und Augustin, von welchem einige Fenster in Sebald gemalt wurden.

Die Kirchen und Befestigungen der altertümlichen Stadt sprechen für die Höhe und Weite der Baukunst. Die beiden Hauptkirchen, St. Lorenz und St. Sebald, im 13. und 14. Jahrhundert entstanden, sind gewaltige Denkmäler der Gotik. An der Befestigung hat noch im 16. Jahrhundert Albrecht Dürer Änderungen vorgenommen. Nach seinen Angaben wurden die fünf runden Stadttürme — umgestürzten Feldschlangen gleich — gebaut, indem die an ihrer Stelle vorhandenen vier-eckigen mit einer abrundenden Mauer umgeben wurden. An Tiergärtner Tor, in der Nähe der Dürerschen Wohnung, ist noch der alte vieredrige Turm zu sehen.

Dreimal seit dem 11. Jahrhundert, in welchem man die Gründung der Stadt allgemein annimmt — urkundlich wird Nürnberg ohne allen Beifall erst im Jahre 1050 genannt und es besteht eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß es in der Zeit vom Jahre 1030 bis zum Jahre 1050 aus einem Königsdorf zu einer Burg sich entwickelte — hat diese eine Erweiterung erfahren. Ueberreste von alten Stadtmauern und Stadtgraben haben heute noch im Innern der Stadt zu sehen. Den heute vor der Mauer läuft ein Gang um die ganze Stadt. Wächter Eien- und Ausfluß der Burg, welche die Mauern miteinander verbinden, waren ehemals mit Gattern und Ketten versehen, heute sind diese nicht mehr vorhanden. Man hat jetzt von der Burg eine schöne Aussicht. Oftmals erinnert man sich dabei an den Berg, so wie man es oft nennt, das „deutsche Venedig“, 79 vieredrige kleinere Türme schmücken die innere Stadtmauer, Baktionen treten gegen die Landseite heraus, dazwischen wachsen und blühen Büsche und Bäume. Es ist im Frühjahr ein wunderbares Bild, wenn die Burgmauern vom Mond hell beschienen sind, und das Gemäuer mit stummen Worten aus der Vergangenheit redet. Mit übermächtiger Eindringlichkeit grüßt sie herüber in unsere Zeit. Hier hat sich das vergangene über die Jahrhunderte hinweggerettet und wenn es auch tot scheint gegenüber dem lauten Leben der Gegenwart, dem, der wirklich hinzuhören vermag, ist gerade in Nürnberg das vergangene so gegenwärtig.

Die mächtige Entwicklung dieser Stadt liegt in der Zeit vom 13. bis 16. Jahrhundert. Der erste urkundliche Beweis zäsurlicher Schuld stammt aus dem Jahre 1219. Besondere Rechte, die Kaiser Friedrich II. der Stadt übereignete, sicherten ihr wichtige Rechte. Diese Rechte bestanden u. a. darin, als Reichsstadt zu gelten, unmittelbar unter dem Schutz des Kaisers mit eigenen Verwaltungsorganen, einem kaiserlichen Schultheißen und Münzmeister, sowie bedeutende Zollfreiheiten. Auch die folgenden Kaiser zeigten sich der Entwicklung der Stadt, in der sie eine wichtige Stütze ihrer Macht erkannten, durch Zuhilfenahme mancherlei weiterer Rechte in höchstem Maße förderlich. Rudolf von Habsburg hielt hier im Jahre 1274 seinen ersten Hofstag ab. Ein besonderer Gönner und Freund der Stadt war Ludwig der Bayer, der vielfach in der Stadt zu Besuch weilte und dann bei tonangebenden Bürgern Wohnung nahm. Neben dieser geschichtlichen Entwicklung trat die Blüte des Handwerks und der Kunst. Handwerk und Kunst gingen meistens zusammen, sei es, daß manches Handwerk ein künstlerisches Empfinden voraussetzte, sei es, daß, wie Hans Sachs, mancher neben seinem

Er spielt lachend das Lied „Tanz, tanz, Quisfleschen, ich schenke dir auch ein Pferd.“

Die Kusine wirft einen bösen Blick. „Ach“, sagt der Dichter, „alle meine Inspirationen zog ich aus meinem Volk. So auch die Deines Vaters, liebe Kusine, ja, deines Vaters in Deiner Kirche, des Vaters, der jetzt in meinem Buch „Pallier“ steht. Eines Tages stand dieser Vater auf der Kanzel und fragte seine Gemeinde: „Wißt Ihr auch, was der Tod ist?“ Er selbst gab dann sofort die Antwort auf diese Frage. „Doch, ich weiß es“, sagte er, „aber jetzt ist der Tod nicht mehr“ und verfiel sich hinter der Kanzel und die Gemeinde hörte nur noch seine Stimme. „So, das war der Tod“, sagte er.

Wenn ich in Glandern alte Lieder singen hörte, war ich selbst davon berührt, in ihnen unbekanntes wiederzufinden, das ich zu Hause in Deutschland schon gehört hatte. Aber es ist ja ein germanischer Volksstamm, der sich in Glandern trotz der ewigen Reibung mit dem romanischen Volkstum seine Ursprünglichkeit bewahrt, und oft genug ist es sehr schwer zu entscheiden, ob ein Lied zuerst in Glandern oder in Deutschland gesungen wurde.

Langsam ist inzwischen über die Wiesen des Resthofes die Dämmerung eingezogen. Eine weiche Stille entsteht. Auch wir verfallen in Schweigen. Die Kinder sind müde und werden zu Bett gebracht. Eine Frauenstimme singt ein altvertrautes Lied „Schlaf, Kindlein, schlaf!“ und ich höre, wie hinter dieser einen Stimme jetzt Millionen von Mütter ihre Kinder in den Schlaf wiegen.

Neuf noch der Kunst huldigte. Nürnbergs Handel erstreckte sich zur damaligen Zeit schon bis nach Italien, der Schweiz, Lothringen, den Niederlanden, an den Rhein bis nach Westfalen, dann durch ganz Bayern, Böhmen und Österreich bis nach Polen und Ungarn. Als Hauptzweig galt im Handel um diese Zeit der Manufakturhandel, dem die Stadt eine Zeitlang fast alles zu danken hatte. Mit diesem Handel gehest das Handwerk im gleichen Maße, welches sich gerade in Nürnberg zu einer Bedeutung, Vielseitigkeit und Entwicklung in einzelnen Epochen entfaltet, wie nirgendwo. Aus der freien Kunst oder dem freien Handwerk entwickelte sich das geschlossene Handwerk, und aus der freien Bewegung, die damals und auch noch später die Handwerke in der Ausübung ihrer Fertigkeiten genossen, erklärt sich die hohe Blüte, die es erreichte und zugleich seine Ausbildung zum Kunsthandwerk.

Die Stadt war im 16. Jahrhundert auf der höchsten Stufe ihrer Entwicklung angelangt. Handel und Gewerbe hat sich zu höchster Blüte entfaltet, Kunst und Wissenschaften hatten einen Aufschwung und eine Bedeutung erlangt, wie nie zuvor irgendwo anders. Glänzende Namen werfen ihr Licht bis in die Jetztzeit. Albrecht Dürer, der größte deutsche Maler, dessen Lehrer Michael Wolgemut, der Bildhauer Adam Kraft, der Erzgießer Peter Vischer, der Bildhauer Veit Stöckel, der Goldschmied Wenzel Jamnitzer, der Glasmaler Veit Stöckel, der fähige Seefahrer und Anfertiger des ersten Globus Martin Behaim, der große Staatsmann Willibald Pirckheimer, der gelehrte Regimentsmann, der berühmte Meisterfinger und Dichter Hans Sachs und noch weitere. Bis in unsere Tage hinein hat sich dieses Bild allerdings verschoben. Heute herrscht in Nürnberg die Industrie vor, es ist zu einer ausgesprochenen Industriestadt geworden. In den Vorstädten strebt ein Heer von Schornsteinen gegen Himmel. Die Spielzeugindustrie der Stadt, wie die Bleistift- und Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, die weltberühmte Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, kurz „M. A. N.“ genannt, die in der ganzen Welt begehrteten Lebkuchen, genügen als bekannte Beispiele für die vollkommene Veränderung. Wo ehemals die Meisterfinger ihre Schule hielten und Albrecht Dürer mit gründlichem Fleiß schaffte, ist es jetzt schwer geworden, die Verbindung mit dem Kulturlebens dieser Stadt zu behalten. So schien es wenigstens.

Bei alten Kulturstätten, wie Nürnberg eine der besten ist, besteht leicht die Gefahr, daß das Erbe der Vergangenheit von einer unrichtigen Meinung gehütet wird, daß man glaubt, indem man von dem Vergangenen lebt, zeige man sich seiner würdig, während doch nur eine eigene Kraft große Gegenwart einer großen Vergangenheit wert sein kann.

Und an der Vergangenheit haben wir wieder den Anstoß gefunden, an jene Kulturwoche, die groß und stark wirkend damals das Bild dieser Stadt umgab. Als Ausklang erleben wir alljährlich die Reichstagsfeier der NSDAP. in der deutschen und deutschen Städte. Es ist nicht Zufall, daß in dieser wegbahnenden Weltanschauung Rast finden und einer Kultur Ausdruck verleihen, die der deutschen Art und dem deutschen Blut entspricht. So wie Nürnberg untrennbar mit seiner ganzen Art der geschichtlichen, kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung mit Deutschland verknüpft ist, so untrennbar ist Deutschland mit Nürnberg, des deutschen Reiches Schatzkammer verknüpft. Nürnberg ist wieder aufgeblickt und in der deutschen Kultur tätig am Werke. Wir wissen um ihren Reichtum und ihrer Herzenskraft und darum hüten wir sie wie ein Kleinod.

Heinrich Goebels, Neus.



Sechs Sprachen im Dorf

Ein sechssprachiges Dorf gibt es an der ehemaligen kroatisch-slowenischen Grenze, etwa zehn Kilometer von der Save entfernt. Dort ist die Gemeinde Vipoljan mit 4200 Seelen, wo neben den kroatischen Einwohnern über tausend Tschechen und Slowaken, zahlreiche Ukrainer und eine Reihe ungarischer, deutscher und italienischer Familien leben. Während Deutsche und Ukrainer ihr Volkstum ziemlich rein erhalten, zeitigte die etwa fünfzigjährige tschechisch-kroatische Symbiose eigenartige Ergebnisse: Die Kroaten nahmen von den Tschechen Kleidung, Schrift und Arbeitsweise an. Die Tschechen hingegen übernahmen von den Kroaten die Bodeneinteilung sowie die Zubereitung und den Genuß des „Rakije“ genannten Branntweins.

Seit zehn Jahren besitzen die Tschechen eine eigene Schule. Merkwürdigerweise bleibt das tschechische Volkstum in Fällen von tschechisch-kroatischen Mischlingen viel reiner erhalten, als bei tschechisch-slowakischen Mischlingen. Während die Familie im ersten Falle die tschechische Sprache spricht, geht bei der Vermischung der so nahe verwandten Tschechen und Slowaken in dieser Gemeinde das tschechisch-slowakische bzw. slowakische als das slowakische Nationalitätsbewußtsein rasch verurteilt, doch haben sich die Verhältnisse gebessert, seitdem sie eine eigene katholisch-unirte oder wie selbst sagen „gallische“ Kirche besitzen.

Im Schloßgarten zu Oliva

Von Wolfgang Ieberrau

Geschornen Linden fastig-grünes Land säumt beiderseits die schimmernde Allee. Die Bäume stehen dicht gleich einer Wand, sie reißen unsre Blicke in die Höf' und vorwärts dann, wo Weite, unbegrenzt, sich dehnt ins ahnungsvolle Ungefahr. Dort, vor des Horizontes Rand, erglänzt metallisch, silberweiß, das Meer . . . das Meer!

Dies ist ein Bild, der Herzen klopfen macht und sie mit einem stolzen Bild beschenkt. Was gilt des Gartens schonste Blütenpracht vor solcher Aussicht: groß und unbeschränkt!

sich das Volk damit, ihn feierlich anzusehen, denn er steht auf seinem Postament, wie der Herr ihn erschaffen hat. Der Bürgermeister der Stadt macht ihm dann seinen amtlichen Besuch.

Am folgenden Tag fahren wir durch das sonnige Land über Antwerpen nach hier zum Besuch des flämischen Dichters Felix Timmermans. Felix Timmermans ist der bekannteste Dichter des gegenwärtigen Flanderns, und er war es, der seit Jahrhunderten zum ersten Male wieder das Schrifttum seines flämischen Volkes zu großer Geltung emporgehoben hat. Dies flämische Volk gehörte jahrhundertlang zu den unbekannten gewordenen Völkern Europas. Felix Timmermans ist es gewesen, der es durch seine Dichtungen wieder in das Licht der europäischen Aufmerksamkeit stellte.

Als wir in vier ankommen, empfängt er uns am Zug. Sein großes Gesicht lacht uns an, einen Wald von Haaren auf dem Kopf, mit verschmitzten Augen. Ich blide auf seine große Nase und seinen breiten lachenden Mund, in dem eine kurze Pfeife hängt, und ich lache wieder.

Als erste Lebenswürdigkeit von vier zeigt er uns die alte Kirche, eine hohe gotische Kathedrale. Die meisten der alten flämischen Heiligenfiguren sind nicht mehr da, und ihre Postamente stehen verlassen. Auch über diese Kirche ist der Bildersaum des Mittelalters hinweggegangen.

Das Haus des Dichters steht in einer der engen Straßen, die im Schloß der Kathedrale liegen. Es sonderst sich nicht ab von den anderen, Wand an Wand steht es mit den anderen Häusern der Straße. An den Fenstern sind bunte blühende Blumen, Geranien, Fuchsen und die rot leuchtende Kapuzinerkresse. Mitten zwischen dem Volk lebt er, nie von ihm getrennt, und daher kam es, daß in seinen Büchern nicht jener Trennungsschmerz sichtbar wurde, der in heutiger Zeit in so vielen Werken der Dichter sichtbar wird, der Trennungsschmerz zwischen Kunst und Leben, zwischen Dichter und Volk.

Auf einer seiner Reisen kam der Dichter mit seiner Frau einmal nach Venedig. Erstaunt blickten seine Augen auf die langen mit schwarzem Wasser angefüllten Kanäle dieser Stadt. Kein Fußgänger war zu sehen, kein Wagen, kein Auto. Das ihm in der Heimat so vertraute Leben der Straße spielte sich hier in so ganz anderen Formen ab. Alles fuhr in den gleitenden Gondeln über das Wasser, und nach langem Nachdenken sagte er zu seiner Frau: „Wo willst Du hier nur mit dem Kinderwagen fahren, Marielen?“

Jetzt sitzen wir mit ihm in seinem Arbeitszimmer in vier zusammen, und die Sonne scheint durch das Fenster auf die gelbgezeichneten Wände. Seine Frau ist da; drei seiner Kinder lärmten im Hof, eines liegt noch in der Wiege. Als unser Ge-

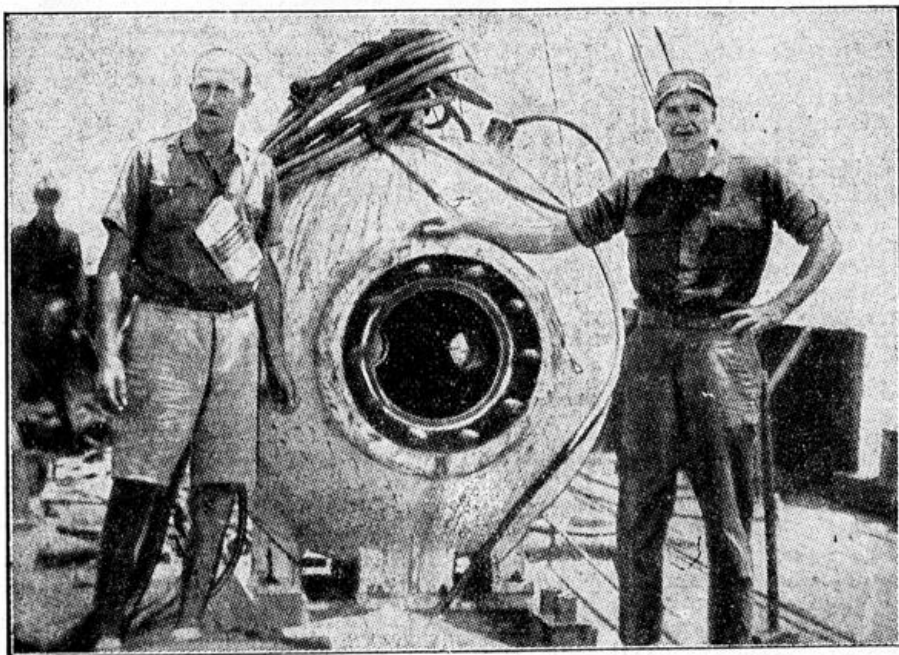
Fahrt zu Vater Neptun

Beebe erzählt von seiner ersten Fahrt in die Tiefsee — Eine Zeit der Wunder und Geheimnisse

William Beebe ist der Entdecker der Tiefsee. In einer eigens konstruierten Kugel stieg er 923 Meter in den Ozean hinab, um das Leben in dieser Tiefe zu belauschen. Was er da sah, läßt sich in kurzen Worten nicht beschreiben, man muß in Beebes Buch „923 Meter unter dem Meeresspiegel“ selbst nachlesen, wie er hinabsteigt, wie das goldene Licht der Sonne allmählich erlischt, wie ein unwahrscheinliches Leuchten die Aufgaben des Himmelsgestirns übernimmt, bis schließlich dunkelstes Schwarz die eisigen Wasser durchdringt. Für die Welt, die Beebe gefunden hat, würde jeder Vergleich fehlen, wenn er in seinem Buch das seltene Erlebnis nicht plastisch geschildert hätte. Das nachfolgende Kapitel, das wir mit Genehmigung des Verlages F. A. Brockhaus (Leipzig) dem genannten Buche entnehmen, legt davon bereites Zeugnis ab.

Barton und ich wurden um zehn Uhr angeschraubt und verriegelt, und vier Minuten später berührten wir das Wasser. Wir sanken langsam. Ich schaute nach oben und sah zu, wie die Unterseite des Meeresspiegels über mir höher stieg.

Bei 60 Meter war mir das erste wirkliche Fische im Gefunkel ihres vollen Panzerschmuckes auf. Hier konnten wir gewöhnlichen Buchdruck so eben mühsam lesen, und doch schien dem nicht eingestellten Auge die Beleuchtung wunderbar klar. Bei 150 Meter sah ich zum erstenmal seltsame, geistesförmige dunkle Gestalten in der Ferne

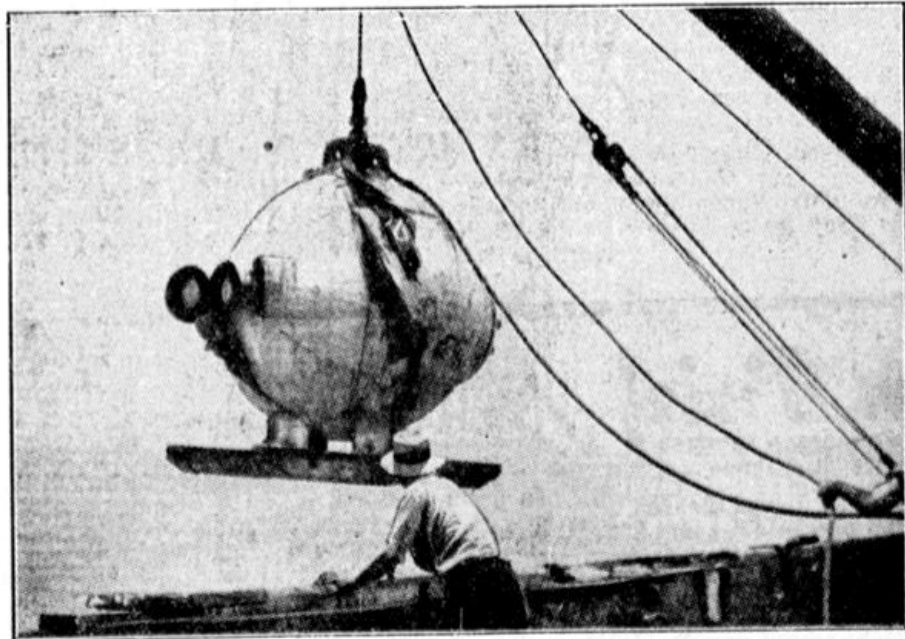


Beebe mit seinem Gefährten Barton vor dem Einstieg in die Kugel.

Tiefsee-Erlebnis auf dieser Reise beschreiben, etwas, das sich auf der Wasseroberfläche nie wiederholen konnte. Ein 15 Zentimeter langes Fischchen tauchte plötzlich auf, beschliffelte den Saal mit dem alten Tintenfisch und stellte sich, kaum einen Fuß von meinem Gesicht entfernt, dicht vor dem Glase auf. Zuerst etwas daran schien wohlvertraut, und doch wirkte es fremdartig. An Größe, Gestalt und allgemeiner Zeichnung sah es ganz aus wie der Lotosfisch. Zweimal schwamm es zurück zu dem lodenden Körper; dreimal kehrte es zu der Stelle wieder, wo es meinen kreisrunden Ausguck fast waagerecht querte. Da wußte ich, was mit dem Tierchen los war — es war der Geist eines Lotosfisches, rein weiß mit

schweben — Gestalten, die niemals näher kamen, aber in größeren, dunkleren Tiefen wieder auftauchten. Ruderfische zogen in Trupps von fünfzig oder mehr vorbei, braunen Blasen vergleichbar.

Mit 180 Meter kamen und gingen, sah ich Lichtblitze in der Ferne und drehte sofort den Scheinwerfer an; aber obgleich das Blau draußen dunkel schien, hatte doch das grelle künstliche Licht keine sichtliche Wirkung, und wir schalteten es wieder aus. Die Lichtfunken und ferneren Wölfe dauerten von Zeit zu Zeit weiter an und kündeten von der Kraft dieser tierischen Leuchtvorrichtungen. Wieder huschte eine große Wolke eines Körpers in der Ferne vorbei, diesmal blaß, viel heller als das Wasser.



Tiefseekugel klar zur Tauchfahrt.

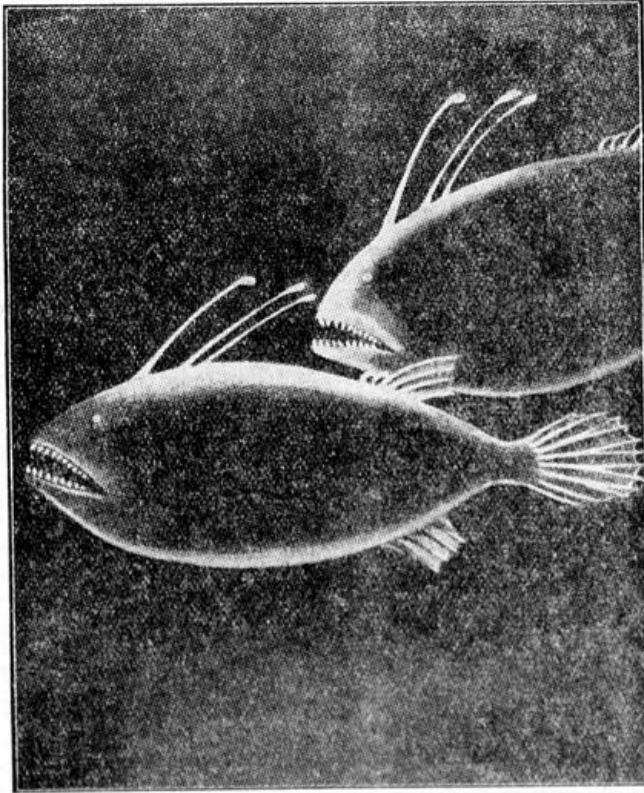
acht breiten, schwarzen, lotrechten Bändern. Bei 120 Meter kamen die ersten wirklichen Tiefseefische in Sicht: Rundmäuler, Laternenfische und Bronzeaale. Die ersten sagten mir zunächst gar nichts; erst als ich sie in größerer Tiefe im Strahlentempel sah, erkannte ich sie. Bei all den vielen Tausenden dieser Fische, die mir bislang ins Netz gegangen waren, hatte ich nie einen lebend gesehen. Die Laternenfische kamen dicht an das Glas heran und waren leicht zu bestimmen. Statt daß sie nur noch ein halbes Duzend Schuppen am Leibe hatten, wie die in den Netzen gefangenen, glühten diese

Wie ich mich nach einem einzigen Blick aus der Nähe sehnte oder mir Fernrohrbrillen wünschte, die das Dunkel zu durchdringen vermochten! Ich vermeinte, irgendeine erstaunliche Entdeckung müsse gerade vor der Reichweite meiner Augen liegen.

Hier und bei 245 Meter durfte ein menschliches Wesen nun zum erstenmal lebende silberne Fische schauen, die ihre hellglühenden Seiten aufblitzen ließen. Ich ließ Barton rasch hinausschauen, damit er den unerwarteten Anblick bestätigen konnte. — Und drei Minuten später gingen wir durch einen Nebel von Krustern und

Ruderfischen auf 270 Meter nieder. Bei 320 Meter sah ich eine Reihe leuchtender, farbiger Punkte sich langsam voranbewegen oder ruckweise vorüberzucken, im gleichen Takt und doch unabhängig. Ich schaltete den Scheinwerfer an.

Zum erstenmal meines Wissens in der Geschichte der Naturforschung schaute jemand die Lebewesen der Tiefe. Die grellen Strahlen entleierten meine farbigen Lichter als eine Schale silberner Beilfische, die zwei bis fünf Zentimeter lang sind und wie Raubgold aufblitzen. Das Wunderbare am Scheinwerfer war, daß bis an seinen scharf abgesetzten Rand die blaue Schwärze nichts enthüllte als Lichter der Fische. Bei dieser Art nun brannten diese ständig, und jedes Tier zeigte einen Farbstreif, der nach unten zielte — die schimmernden Farbblänchen glimmernder Spiegelungen unterhalb der Quelle des wirklichen Lichtes. Die Fische ruckelten und schaukelten entlang, bis sie die scharfkonturierte Grenzlinie des Scheinwerferstrahls erreichten. Bei Eintritt in den



Der dreifürnige Angler, ein Fisch mit eigener Leuchtanlage, der in 900 Meter Tiefe lebt.

Strahlenkegel verteilte jedes Licht, wenigstens für mein Auge, und sie zeigten sich als sternen leuchtenden Silbers. Meine Hand schaltete aus, und ich schaute hinaus in eine Welt tintigen Blaus, wo Sternbilder sich immer neu zusammenfügten und vergingen.

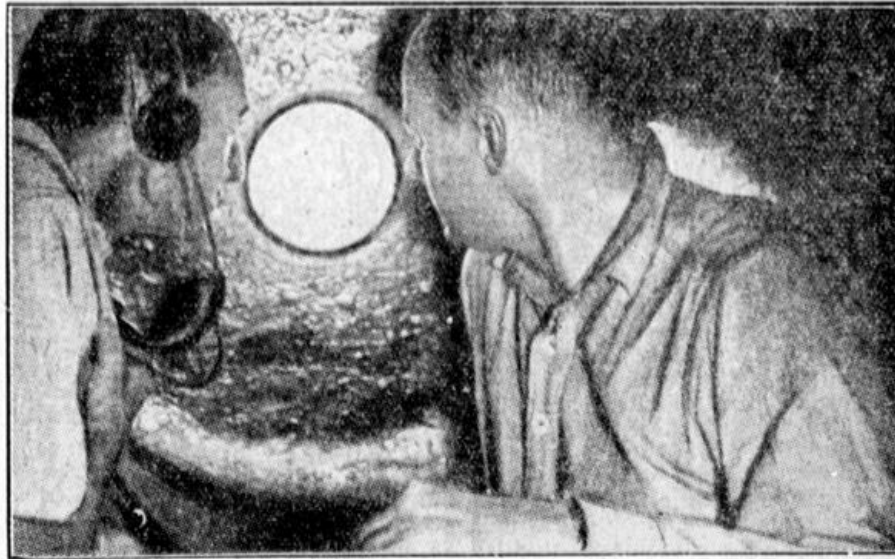
Bei 335 Meter suchten wir unser Fahrzeug sorgfältig ab. Nichts deutete darauf hin, daß sich der Schlauch hereinzwängte;

die Tür war völlig trocken; die Sauerstoffflaschen arbeiteten gut, und durch gelegentliche Ventilation unserer Palmzweigfächer wurde die Luft frisch gehalten. Die Wände der Kugel trieften vor Feuchtigkeit. Die Chemikalien leisteten gute Dienste; wir konnten ganz prachtvoll Meise und Fische betreten und waren ganz Auge für das, was nun weiter kommen sollte. Wir waren noch nicht weit von 395 Meter ab, da schossen drei Tintenfische ins Licht, hinaus und wieder hinein, unterwegs von Schwarz in Gestreift und endlich in Weiß übergehend. Sie zeigten kein Leuchten.

10.44 Uhr saßen wir in völliger Schweigen da, unsere Gesichter in einem schwachen, bläulichen Schein getaucht. Ich spürte das Klopfen in den Schläfen und erinnere mich noch, daß ich mit den Fingern auf dem kalten, feuchten Stahl des Fensterfinges den Takt dazu schlug. Ich nahm das Taschentuch vom Gesicht und wuschte das Glas sorgfältig ab; da fühlten wir, wie die Kugel in ihrer Bahn innehielt; wir wurden ein klein wenig stärker zu Boden gedrückt und der Fernsprecher meldete „427 Meter“. Wir kamen es so vor, als hätten wir noch ein paar Meter; dann pendelten wir ruhig auf der tiefsten Stufe, die wir bislang erreicht hatten.

Ich drückte das Gesicht gegen das Glas, schaute nach oben und gewahrte in dem kleinen Ausschnitt, den ich vor die Augen bekam, ein schwaches Bläuerwerden des Blaus. Ich spähte nach unten, und wieder spürte ich die alte Sehnsucht, weiter vorzudringen, obwohl es aussah wie der schwarze Schlund der Hölle selbst — dabei aber noch immer blau.

(Photos 5): Mit Genehmigung des Verlages aus William Beebe „923 Meter unter dem Meeresspiegel“, Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig.)



Mit umhängtem Telefon in dem Tauchapparat.

Prinz Karl Theodor

Von Eva Weidemann

In den hohen wehenden Wipfeln der Palmen hängt noch glühende Nachmittagssonne. Unten im Schatten des baumgeschützten Hotelgartens ist es schon angenehm kühl. Zwischen riesigen Farnen und Tuffsteingrotten schimmert tiefblau das Meer herauf.

Gart und leicht wie zwei Vögelchen lehnen die Zwillingsschwester Li und Lo in ihren bunten Liegestühlen. Sie sehen sich von oben bis unten zum Verwechseln ähnlich. Vom schnippischen Backfischgesicht mit dem Sommerproffensattel über den Stupsnäschen, dem dunkelblonden Haarhauf, den im Nacken eine Spange zusammenhält, bis hinunter über die kurzen weißen Kleiderchen, die langen braunen Beine und die weißen Sandalen.

„Ob er kommen wird?“ fragt Li.
„Sicher. Er kommt doch jeden Tag.“
„Ist es auch noch nicht später als halb sechs?“ Lis schmales Händchen mit der Armbanduhr fährt zum Ohr, um sich am verschwindend leisen Tictack besorgt zu versichern, daß der Zeiger richtig läuft. Sie seufzt unwillkürlich, richtet sich auf und zündet sich die dritte von den heimlich gekauften Zigaretten an.

„Mir bitte auch Feuer“, sagt Lo, steckt sich ebenfalls eine Zigarette zwischen die gepiketen Lippen und kommt sich, wie sie sich mit hochgezogenen Brauen und vorge-schobenem Kinn zur Schwester hinüberbeugt, geradezu verboten mondän vor.

„Wenn er nun nicht käme?“
Wieder knirschen Schritte über den Kies des Gartenweges, kurze trappelnde Frauenschrittschritte, weit ausladende Mannerschritte. Hotelgäste kommen und gehen. Mit Grandezza und Geschick balancieren die Kellner ihre vollbeladenen Tabletts.

„Da ist er, horch!“ Li gibt sich Mühe, den Kopf nicht zu wenden.

„Quatsch!“ sagt Lo, die herumgefahren ist, ärgert sich.

„Doch dieses Mal ist er es wirklich. Er, der Vielbesprochene, seit langem ehrfürchtig Bekannte und jetzt sehnsüchtig Erwartete: der Prinz.“

Wer Italien kennt, weiß, daß Prinzen dort nichts Außergewöhnliches bedeuten. Sieht man in einem Badeort das Gästeverzeichnis eines größeren Hotels durch, so fragt man sich verwundert und ein wenig bedrängt, wieso sich hier eine solche Menge fürstlichen Geblütes flaut, jedoch gewöhnt man sich schnell an den Glanz der hochklingenden Namen. Ein deutscher Prinz ist immerhin

schon seltener, und wenn er noch dazu so aussieht wie der große schlanke Herr im hellen Flanellanzug mit der roten Blume im Knopfloch, der den Hut in der Hand, den Gartenweg herabschleudert, so kann man das lebhafteste Interesse der Hotelgäste schon verlieren.

Der Prinz (Prinze Carlo Theodoro heißt er, so verraten die Eingeweihen) tut nichts zu seinem Ruhm und zu seiner Volkstümlichkeit, als daß er eben so aussieht, so geht und sich bis ins letzte Löffelchen so benimmt, wie sich der kleine Max das von einem Prinzen vorstellt. Man sieht ihn meistens allein. Von der aufdringlichen Schar der Badegäste, der Tennis- und Tanzfreuden hält er sich vornehm zurück. Doch wer einmal ein paar Worte mit ihm gewechselt hat, schwärmt von seiner hinreißenden Mütterlichkeit.

Li und Lo sind aufgesprungen, knicken tief vor Aufregung und schämen sich sofort so sehr darüber, daß sie puterrot werden. Dabei ärgern sie sich furchtbar, weil die Damen vom Tisch schräg gegenüber ihr ungeschicktes Benehmen gesehen haben und lachen.

Doch der Prinz hat scheinbar nichts von alledem bemerkt, hält an und verbeugt sich. Kindlich verwirrt stehen sie vor ihm in ihren weißen Kleiderchen. So gar das Loden-schwänzchen ringelt sich, bei der einen links, bei der andern rechts, verlegen über die Schulter. Entzückende Kinder, denkt der Prinz.

„Die Damen sprechen deutsch?“ fragt er artig. Und da er aus dem Geklammel der beiden herausgehört, daß sie Deutsche sind und daß die Frau Mama ausgegangen sei, fragt er lächelnd, ob sie gemeinsam mit ihm den Tee nehmen wollen.

Li und Lo haben zwar längst schon ihren Tee getrunken, aber sie sagen begeistert zu. Der Prinz verbeugt sich dankend und nimmt an ihrem Tische Platz. Er winkt und befehlt, der Kellner eilt.

Gar nicht leicht, die Mauer von Bewunderung und Respekt zu durchdringen, die man um ihn aufgerichtet hat, doch das gerade reizt den Prinzen. Er wird lebhaft und heiter wie ein Junge und unterhält seine zwei kleinen Damen so lustig, daß sie schließlich ganz aus sich herausgehen und von der Leber weg zu plaudern beginnen. Rasch ist eine Stunde dahin, viel zu rasch.

Er, wieder ganz Prinz, bedankt sich bei den Damen und verabschiedet sich mit tadelloser korrekter Verbeugung. Li und Lo bleiben allein. Als sein Schritt verklungen ist, setzen sie sich aufatmend und sehen sich bedeutungsvoll an. Das große Erlebnis lastet schwer.

„Das mit unserer französischen Lehrerin hättest du lieber nicht erzählen sollen“, sagt Lo. „Er wird uns nun für richtige dumme Gören halten.“ (Und sie sind doch schon dreizehn, wenn auch die junge Frau Mama sie ansieht, als wären sie erst zehn.)



Zeichnung: Krusch

„Unfinn“, träumt Li lächelnd vor sich hin, „er hat noch viel dümmere Sachen erzählt.“
„Ries mal.“ Lo zieht mit schnupperndem Näschen den Duft von Nüssen und Havana ein, der den Tisch noch umschwebt. „Es riecht direkt nach Prinz.“

Und dann sitzen beide still und hängen ehrfürchtig-glücklich ihren Gedanken nach.

„Glaubst du, daß er eine von uns heiratet?“ fragt Li.

„Wenn er dich heiratet, dann bleibe ich natürlich immer bei euch“, antwortet Lo.

„Nur die Hochzeitsreise machen wir erst alleine“, bestimmt Li. „Abgesehen hat er uns nicht die Hand geküßt.“

„Dummerchen, die Hand kriegt man erst geküßt, wenn man verheiratet ist.“ Li denkt an die blonde Irländerin, die bei Tisch neben ihm sitzt und doch auch nicht verheiratet ist und der er immer die Hand küßt. Ob er die vielleicht heiraten wird?

Der Prinz will die blonde Irländerin keineswegs heiraten, ebensowenig wie Li und Lo. Er ist ins Haus gegangen, um in der Bar seinen Aperitif zu nehmen, und hat sich im Vorbeigehen seine Post geben lassen. Bevor er die Briefe durchsieht, klopft er noch seine kurze englische Pfeife fertig. Dann vertieft er sich so gründlich in eine sechs Seiten lange Epistel, daß er die Bar mit ihren Besuchern und seinen Cocktail ganz vergißt. Zärtliches Lächeln im braunen Gesicht, betrachtet er die beigelegten Photographien einer jungen Frau und zweier Kinder. Die übrigen Briefe steckt er achlos ein. Prinz Karl Theodor steht darauf. Und —

„Abtei-Lungenschiff“, buchstabiert die neugierige kleine Italienerin, die es erpäht hat, den aufstrebenden Fremddünen. „Vielleicht der Name seines Besitztums? Oder ein Titel?“

Höflich grüßend geht der „Prinz“ an den Zuschauern vorbei. Den Brief seiner Frau trägt er in der Brusttasche. Er summt fröhlich vor sich hin und freut sich noch der so harmlos und nett verplauderten Teestunde mit den reizenden kleinen Mädchen. Er weiß natürlich, daß sie ihn für einen Prinzen halten, daß ihn das ganze Hotel dafür hält. Sollen sie. Er genießt lächelnd, wie etwas, das ihm zukommt, die ihn umflutende Atmosphäre von ehrfürchtiger Bewunderung und Sympathie, die ihn absondert und emporgibt. Er tut nichts dafür und nichts dagegen. Für seinen Namen, den er deutlich und untadelig ins Gästebuch eingetragen hat, ist er nicht verantwortlich.

Die letzte Fahrt

Von Walter Schönemann

Es war ein schwüler, drückender Spätsommerabend, und über die endlose Wasserfläche strich ein leichter Wind. Mutter Karsten sah mit dem Fremden, den sie zur Übernachtung aufgenommen hatte, vor ihrem kleinen Häuschen und schaute träumend über das weite Meer, und ihre Augen schienen in der untergehenden Sonne einen feuchten Glanz zu haben.

Der Fremde schien das zu bemerken und versuchte ein Gespräch mit der Alten anzufangen. Fast beiläufig fragte er: „Es ist sehr drückend heute Abend, Mutter Karsten, finden Sie nicht auch?“

„Ja sehr“, sagte sie gedehnt, und da wandte sie ihm das Gesicht zu. „Arab an einem solchen Abend war's, als ich durch das furchtbare Wetter meine beiden Jungen verlor, und heute muß ich ganz allein meinen Lebensabend beschließen, so lange ich noch zu leben habe.“

Der Fremde schaute sie mitleidig fragend an, und Mutter Karsten sagte: „Wenn es Ihnen recht ist, will ich Ihnen erzählen, was damals geschah, ich tue es sonst nicht gern.“

Er bejahte, und Mutter Karsten fuhr sich noch einmal mit dem Handrücken über die Augen und erzählte:

„In zwei Wochen werden es drei Jahre. Genau so warm wie heute Abend war's, da kam mein Berndt, er war der jüngere von meinen beiden Jungen und wäre heute 25 Jahre alt, zu mir in die Stube und sagte: „Mutter, ich fahr' halt noch einmal 'naus, vielleicht fang ich noch etwas, es ist so warm draußen.“

„Ja, Junge“, sagte ich, „geh“, aber komm mir früh heim, wenn's ein Wetter geben soll.“

Der Berndt nickte nur und eilte hinaus, hinunter an den Strand. Ich ging ebenfalls vor die Tür und schaute hinunter zum Strand dem Berndt zu, wie er das Boot losmachte und ins Meer schob. Ich sah Sie dort, wo die beiden Pfähle sich'n, dort lagen die beiden Boote. Der Berndt war ein kräftiger Kerl, groß und breit, und es dauerte auch nicht lange, da hatte er schon das Ruder in der Hand und ruderte hinaus, und ich winkte ihm noch einmal zu, wie ich's immer getan hab', sooft die Jungs hinausfuhren. Diesmal aber war's das letzte Mal. Über eine Stunde mochte der Berndt wohl schon fort sein, da kam der Steffen heim aus dem Dorf, wo er arbeitete.

„Wo ist denn der Berndt, Mutter“, fragte er.

„Wo ist noch einmal 'nausgefahren“, sagte ich.

„Meinst, daß er bald wieder heimkommt, Mutter?“ Ich glaub', es gibt noch ein Wetter.“ Ich meinte aber, er würde doch das sehen und nach Hause kommen. Inzwischen war am Horizont eine dicke schwarze Wand wie rasend aufgejagen, und die Blitze zuckten hindurch in die Tiefe, aber noch unheimlicher klangen der Donner und das hohe Pfeifen des aufkommenden Sturmes. Angstbebend stand ich mit dem Steffen vor der Tür, doch so sehr wir auch ausschauten, von dem Berndt war immer noch nichts zu sehen. Wieder und wieder erleuchteten die Blitze das weite Meer. Da — auf einmal hatte Steffen in dem grellen Scheine das Boot schaukeln sehen in weiter Ferne, ich selbst hatte es nicht bemerkt. „Da ist er, Mutter!“ schrie er in dem Sturm mir zu, „ich muß hinaus, muß ihm helfen!“ Schnell eilte er noch zu mir, gab mir beide Hände und schaute mich an. „Fahr mit Gott, Steffen, und komm mit beide wieder heim.“ Da riß er sich los und lief hinunter zu dem anderen Boot. Ich sah im Scheine

der Blitze, wie er gegen die Brandung ankämpfen mußte, aber er entfernte sich doch immer weiter und weiter, bis ich ihn kaum mehr sehen konnte. Eine kurze Stille trat ein, aber als dann wieder ein furchtbarer Blitz herniederfuhr, sah ich in weiter Ferne die beiden Boote, nicht weit voneinander fort, mit den Wogen kämpfen. Ein über das andere Mal hob' ich den Herrgott gebeten, er möge mir die Jungen wieder heimbringen, doch vergebens, noch einmal sah ich die beiden Boote, und dann war es nur noch eines, dann aber habe ich auch das nicht mehr gesehen. Sooft ich über das Meer hinausfuhr, wenn wieder ein Blitz es erhellte, ich sah sie nicht wieder. Teile der Boote waren anderntags an den Strand geschwemmt, meine beiden Jungen aber blieben fort, nie mehr habe ich etwas von ihnen gesehen. Und nun schaue ich seitdem immer und immer wieder über das Meer hin, dort wo ich sie zum letzten Male sah, und ich weiß doch, daß ich sie nie mehr sehen werde, aber ich kann nicht anders. — Wenn ich wenigstens ihre Gräber pflegen könnte wie eine Mutter — aber auch das nicht, nur das Grab meines Mannes kann ich schmücken, für meine beiden Kinder aber kann ich nichts weiter tun, als sie über den Tod hinaus liebhaben.“

Mutter Karsten hatte aufgehört zu erzählen, und über ihre eingefallenen Wangen rollten ein paar Tränen hinab. — Erschüttert drückte der Fremde ihr stumm die Hand. Er konnte ihr kein Wort zum Trost sagen, wußte er doch, daß es hierfür keinen Trost gab.

Vom Brief

Von Maria Mayer

Briefschreiben ist ein Mittel zur Selbsterziehung.

Der gute Brief fordert Sammlung und strenge Wahrhaftigkeit. Er regt zum Selbstbeseinern an, damit man sich dem anderen leichter zu erkennen geben kann.

Wer möchte nicht so Briefe schreiben können wie die Troste, wie Bettina, wie unsere Königin Luise, Liselotte von der Pfalz und Elisabeth Goethe?

Wie viele starke Gottes- und Menschenliebe, Gatten- und Kindesliebe, Freundesliebe, Naturliebe, Heimatliebe, spricht zu uns aus diesen Briefen selbsterleuchteter Frauen der Vergangenheit.

Es ist, wenn du in den Briefen liest, als ob dich liebe Augen anblicken würden, manchmal lustig, schelmisch, manchmal ernst, sinnend, immer aber gut und treu und zumeist fräulich-mütterlich.

Kein Wunder, daß wir so reiches Briefgut von Frauen haben. Briefe schreiben an ferne, einsame Menschen, große oder kleine Kinder trösten, erzählen, mitteilen, abgeben von seinem Reichtum und seinem Glück, das ist so recht Frauen-sache.

Es ist unverantwortlich, daß wir uns verhältnismäßig wenig um dieses kostbare deutsche Erbgut umsehen.

Was kann es von allen schönen Dingen auf Erden

Schöneres geben als Menschen, lebendige Seelen! In ihrem Reichtum selber reich und an ihren Kämpfen selber hart werden. „Wer das anrührt, rührt einen Menschen an.“ Wenn man dieses Wort von Rast Wirthmann vor ein echtes, wahrhaftiges Buch schreiben darf, dann darf man es vor Briefe, zum Beispiel vor die Briefe Annetiens, dreimal schreiben.

Wir haben von so manchem Großen kein richtiges Bild. Ein paar Lichter fehlen darauf, wie sie in den Briefen aufblitzen, die sie an Freundin und Schwester, an Frau und Kinder geschrieben haben. Wenn würden sie nichts sein und sagen, Mörikes innige Liebesbriefe, Wilmanns Familienbriefe, in allen ihren klaren Sachlichkeit überkonnt vom köstlichen Gemüt, Schillers kindliches Sorgen atmende Schreiben an die Eltern!

Von Bismarck stammt das Wort, daß es nicht nötig ist, jedesmal eine Art geistigen Sonntagstod anzuziehen zum Briefschreiben, sondern sich so zu geben, wie man ist.

Sich so geben, wie man ist. Denn das übrige, ob man sich geringer macht oder bedeutender, ist Eitelkeit.

Wenn wir nicht viel geben können, so viel können wir schon geben, so viel, wie ein schlicht-treuer Händedruck wert ist oder eine Bliesblume. Das ist genug.

Peter Erkel

„K

NR. 3

Schon weit vor der
Chinesische Theatere ist
chinesischen Stil, wo
wood's zum ersten Ma
geräumiger Vorhof i
platten eingelassen, a
p. p. Fußstapfen verei
Endlich begann die
erleuchtete Simouline
des Ehrenhofes. Ne
und öffneten die Sch
eine Filmprinzessin na
auf den roten Läufer
ordnete sie dann den
bankte mit einer hol
Köpfchens ringsum fü
ihr zu Füßen legte.
Dann raufte ei
reichte dem promin
alle Welt hinausgehe
und sagte ein paar
Welt. Und verfierte
„wunderbar“ sein we
Das wiederholte
tionen ein paar Dutz
Premierenabenden eb
stellung nicht müde,
lamm, schaltet es um
zu sein.
Da, da greift man
mit den Filmgrößen
kein Wunder, daß io
Selbstentfaltung ver
wie kurz, wie
ist die Bahn eines
Filmstummel! In
sind selbst die trah
blaßt oder gar elc
Menschenverstand h
beispiellos, und da
ist unbarbar und g
abgelebte Größe i
Anlaß zu Spott und
Über heute aben
die Götterliebende
der Kunst des Publi
nießen ihren Trium
Jagen. Nach der
Barrierehau steigt
blaßt oder gar elc
große Ereignis. Mi
Herzen liegen sie j
her Lagen und hor
auf jede Neigung d
aber auch so sehr
Angehörers, Publi
Reaktion entscheidet
oder Mißerfolg? I
Abtuz. Und wenn
dann befriedigt ist,
sie sich zögernd, ab
vor den Vorhang
bedanken sich mit
für die noch im
Gang.

Nachher legen
diquagen auf der
und die Stars „
dann zu den unt
die ihre Geis im
geben, sei es im
des Hoovervill-Hotel
Bar des Ambah
es sich um eine
miere handelt, tut
„Brown Derby“ o
ry“ am Hollywood
Diese letztere
überhaupt das erste
in Hollywood, etw
die anderen, aber
beliebt und der
„hang out“ für
George Bancroft, d
Marlene Dietrich u
bekannte dicke Mit
Bergermann. Mit
jedem Hollywoodfa
kann kommen, wen
noch nach Mittern
liegt.

Am Morgen n
erster Weg in das
und er führte gleich
die in einigen Tag
Schillers „Kabale
bezieht, und man
ein andermal viel
hieß es beim Abid
Ich agnte nicht
ohne daß ich die
das lernte ich all
unerleuchtet dort,
höher als die Na
„Nun, vielleicht
zum Metro-Kell
Theaters gar nich
minuten Leuten i
Gilm anfangen.“

Peter Erkelenz (Neuß) über:

„Kalifornisches Intermezzo“

Rückerinnerungen an Hollywood

NR. 3

Schon weit vor dem Theater begann die Wesperrung. Das Chinese Theatre ist ein prunkvoller erotischer Filmtempel im chinesischen Stil, wo die bedeutendsten Filmschöpfer Hollywood's zum ersten Male das Licht der Welt erblickten. Ein geräumiger Vorhof ist gewissermaßen als Ehrenhof für die Stars eingerichtet. In den Fußbodenbelag sieht man Zementplatten eingelassen, auf denen die prominentesten Stars ihre p. p. Fußstapfen verewigt haben.

Endlich begann die Auffahrt der Filmhalsgötter. Eine hell erleuchtete Limousine nach der anderen hielt vor dem Portal des Ehrenhofes. Reich galonierte Türsteher stürzten herbei und öffneten die Schläge. Mit „unnachahmlicher Grazie“ setzte eine Filmprinzessin nach der anderen ihre goldbeschuhten Füßchen auf den roten Käuferteppich. Mit brillantberingtem Finger ordnete sie dann den Schmuckkasten in ihrem linken Arm und dankte mit einer holdseligen Mischung ihres diademegezierten Kopfschmucks ringsum für die Beifallsstürme, die das niedere Volk ihr zu Füßen legte.

Dann raufte eine jede seidenerstern zum Mikrophon, reichte dem prominenten Conferencier, der ihren Namen in alle Welt hinausgeschmettert hatte, ihre Fingerpitzen zum Kuß und sagte ein paar Dankesworte an ihre Bewunderer in aller Welt. Und verließte — eine wie die andere — daß der Film „wunderbar“ sein werde.

Das wiederholte sich an diesem Abend mit kleinen Variationen ein paar Dutzend Mal und wiederholte sich an anderen Premierenabenden ebenso oft. Aber das Volk wird dieser Schaustellung nicht müde, und wenn es nicht persönlich dabei sein kann, schaltet es um auf Hollywood, um wenigstens Ohrenzeuge zu sein.

Ja, da greift man sich an den Kopf. Es wird hier ein Kult mit den Filmgötzen getrieben, der an Götterdienst grenzt. Kein Wunder, daß so viele völlig jeden Wert für eine richtige Selbsteinschätzung verlieren. Aber wie kurz, wie meteorartig ist die Bahn eines Stars am Filmhimmel! In fünf Jahren sind selbst die strahlendsten verblaßt oder gar erloschen. Der Reichtumsvorhang beim Film ist beispiellos, und das Publikum ist undankbar und grausam. Eine abgetane Größe ist ihm nur Anlaß zu Spott und Verachtung.

Aber heute abend konnte ich die Götterliebhaber noch in der Gasse des Publikums und gesehen ihren Triumph in vollen Zügen. Nach der prunkvollen Varieteschau steigt endlich das große Ereignis. Mit klopfenden Herzen sitzen sie jetzt im Dunkel ihrer Logen und horchen gespannt auf jede Bewegung des geliebten, aber auch so sehr gefürchteten Ungeheuers, Publikums, dessen Reaktion entscheidet über Erfolg oder Mißerfolg, Aufstieg oder Abstieg. Und wenn das Publikum dann befriedigt ist, dann lassen sie sich abgeben, aber, ach, so gerne vor den Vorhang ziehen und bedanken sich mit Ausdrücken für die noch immer gewünschte Kunst.

Nachher setzen sich die Huldigungen auf der Straße fort, und die Stars „flüchten“ sich dann zu den intimen Feiern, die ihre Chefs ihnen zu Ehren geben, sei es im Moisson Room des Roosevelt-Hotels oder in der Bar des Ambassador. Wenn es sich um eine kleinere Premiere handelt, tut es auch der „Brown Derby“ oder sogar „Henry's“ am Hollywood Boulevard. Diese letztere ist vielleicht überhaupt das erfreulichste Lokal in Hollywood, etwas legerer als die anderen, aber außerordentlich beliebt und der bevorzugte „hang out“ für Charlie Chaplin, George Bancroft, die beiden Devis's, Dick und Doc, Sternberg, Marlene Dietrich und viele andere. Besucher ist der in aller Welt bekannte dicke Witzieler Chaplin, der deutschsprechende Genru Bergemann. Mit ihm und Keller sind ausgezeichnete Köche, die jedem Hollywoodfahrer warmstens empfohlen werden. Man kann kommen, wenn man will, es ist immer etwas los — auch noch nach Mitternacht, wenn Hollywood sonst in tiefer Ruhe liegt.

IV.

Debut in Hollywood

Am Morgen nach dieser pomphaften Premiere war mein erster Weg in das Büro des Deutschen Theaters am Broadway und er führte gleich zur ersten Enttäuschung. Für die Premiere, die in einigen Tagen stattfinden sollte — es handelte sich um Schillers „Kabale und Liebe“ — waren sämtliche Rollen längst besetzt, und man probierte bereits seit einigen Wochen. „Aber ein andermal vielleicht!“ Wir haben ja jetzt Ihre Adresse“ hieß es beim Abschied sehr höflich.

Ich ahnte nicht, wie oft ich das später noch hören würde, ohne daß ich die geringste Konsequenz daraus ergab. Hollywood, das lernte ich allmählich, wartet auf niemand. Niemand ist unerlässlich dort, und das Menschenangebot ist um ein Vielfaches höher als die Nachfrage.

„Nun, vielleicht“ — so sagte ich mir nachher auf der Fahrt zum Metro-Atelier, „brauche ich das Sprungbrett des Deutschen Theaters gar nicht? Ich habe ja Empfehlungsbriefe von prominenten Leuten in der Tasche. Ich werde dann eben gleich beim Film anfangen.“ Mit der Miene eines alten Routiniers, der

gewohnt ist, in Filmateliers ein- und auszugehen, folgte ich zigaretterauhend ein paar Herren, die im Auto angekommen waren, durch das Portal des Metrostudios, als ob ich zu ihnen gehörte. Ich tippte mit zwei Fingern leutselig an meinen Hut und rief ein vertrautlich-leutseliges „How are you?“ in die Portierloge hinein und glaubte, „drinnen“ zu sein. Der riesige goldbetretete Portier war aber nicht meiner Meinung und klopfte mir freundschaftlich auf die Schulter. Nur mit Hilfe von ein paar guten Zigaretten und einer langatmigen Suada konnte ich einen für mich hinüberhinaus zu mir verweisen und sah mich auf den Dienst vor, der durch die leidige Anordnung führte. „Anmeldung“ ist übrigens ein euphemistischer Ausdruck. „Anmeldung“ würde der Funktion dieses Büros mehr entsprechen.

Die Taktik ist weltbekannt und in allen Anmeldeungen der Welt die gleiche. „Ich will her Angelegenheit, wenn ich bitten darf?“ „Bedauere, Herr Soudio ist gerade in einer Konferenz.“ „Wenn Sie sich anfangs der nächsten Woche herbeimühen wollten“ oder besser noch, tragen Sie Ihre Angelegenheit schriftlich vor“ etc. etc. Jedenfalls nur derjenige, der Neugierde und Schlagfertigkeit genug hat, um den routinierten Abwimmeln so zu erwidern, daß er das Papierchen ausstellt, nur um Ruhe zu bekommen, darf hoffen, je mehr in das heilige Haus einzudringen. Glücklicherweise hatte ich mir in New York und Chicago bereits ein gut Teil Erfahrungsteile aneignen und verstand es auch, mit den prominentesten Namen Amerikas so zu jonglieren, daß bei der geringsten Zerknirschung meines Gegners der Eindruck sich festsetzen mußte, als ob der Ausgang der beantragten Unterredung vor all diesen Größen mit der höchsten Spannung erwartet würde. Gerade war ich im Begriff, auch noch Präsident Hoover sowie den Papst in die Angelegenheit einzubeziehen, da erlag er bereits der Suggestion und unterzeichnete schlaftrunkenen Auges einen Aktepass für mich.

Statt nun Mr. Cecil B. De Mille der vorerzählt war und den

Dankeschreiben eintrug. Kostenpunkt: 5 Dollar achtzig! —

Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend beschimpfen!

Kurz vor Mitternacht lehnte ich ins Hotel zurück. Da saßen doch unten in der Halle, gut im Nacken und Summi lausend, vier Herren vom Deutschen Theater und bitteten und beschworen mich, sofort mit ihnen zur Probe zu kommen. Der Kollege, der den Präsidenten von Walter spielen sollte, habe aus dem und dem Grunde abgelehnt, und ich müsse sofort einspringen. Eine Viertelstunde später waren wir schon feste bei der Probe im California-Atelier am Sunset Boulevard.

Glücklicherweise hatte ich die Rolle schon öfters gespielt und war, trotz anderer Striche, sehr schnell im Bilde, so daß die Kollegen froh waren, aus der Klemme heraus zu sein, und mir lebenswürdig verhielten, sie hätten das Gefühl, schon ewig mit mir gespielt zu haben.

Die Premiere brach bereits nach ein paar Proben herein und erwieß sich zu meiner größten Ueberraschung als ein rauschender Erfolg. Die deutsche Kolonie war begeistert, und selbst die amerikanische Presse äußerte sich verblüfft über eine so starke, geschlossene Aufführung.

Die Kollegen beeilten sich, mir zu gratulieren und mir eine schnelle Karriere im Film vorzusagen. Aber trotz eifrigster Benützung, trotz Duzender von Besuchen bei Produzenten, Regisseuren und Agenten, rührte sich in den nächsten Wochen absolut nichts.

Das Deutsche Theater erlitt einen schweren Schlag, als der künstlerische Leiter, Ulrich Haupt, ein starker, kompromißloser Schauspieler und Regisseur, wegen Differenzen mit der Geschäftsleitung ausstieg und damit der Zusammenhalt sehr schnell auseinander brach. Einmal gelang jedoch noch eine einigermaßen anständige Vorstellung von Otto Ernst's „Schachmann als Erzähler“. Gegen meinen Willen mußte ich den Schachmann spielen, obwohl der Schutlat Frell meine Rolle gewesen war.

Ich rächte mich für diese Fehlbesetzung dadurch, daß ich im dritten Akt, kurz vor der Enttarnung Schachmann's unvermittelt Tragödie zu spielen begann (jedermann sollte fühlen, daß für den alten Gauner eine tragische Wendung kam, die ihn fürs Leben vernichtete) und einen ekkelhaften Ueberraschungserfolg erzielte. Selbst der alte Rudolf Schildkraut, der im Zuschauerraum saß, schüttelte über diese revolutionäre Auffassung seiner einstigen Paraderolle erkaunt, aber nicht unwillig den Kopf.

Meines Lebens war aber nicht mehr beim Deutschen Theater, da neben Ulrich Haupt — der übrigens später bei einer Jagd in den Sierras verheerlich von seinem Chauffeur erschossen wurde — auch andere tüchtige Schauspieler zurücktraten und das Theater allmählich auf das Niveau eines besseren Dilettantismus herabzusinken drohte.

Langsam rückte Weihnachten heran, und meine Barmittel gingen auf eine erschreckend rapide Art zur Neige. Eine Zeit des „Kohlendampfschreibens“, wie es im Felde geheißen hatte, schien sich anzukündigen, oder, wie ein Freund und Lebensgenosse, ein junger, glänzender ausgebildeter Variationskünstler aus München, es ausdrückte, eine Zeit nahte, wo wir „zum Frühstück Kinnzügen am Brotschrank machen, das Mittagessen durch stramme Haltung erziehen und uns abends an den Ofen stellen mußten, um das Mittagessen wieder aufzuwärmen.“

Eines Morgens holte er mich im Hotel ab und schleppte mich ins Mayan Theater, wo man zu Weihnachten die Aufführung eines Goldgräberstückes im Stil der musikalischen Revuen herausbringen wollte. Ich ging nur widerstrebend mit, da ich mich vorher nie für solche Dinge aktiv interessiert hatte. Und nun geschah etwas für mich vollkommen Ueberraschendes. Auf halb erleuchteter Bühne wurden eine Anzahl Leute durch den Kapellmeister auf ihre Stimmernung geprüft. Der Erfolg schien für den Regisseur nicht gerade erfreulich zu sein. Plötzlich sprang er auf meinen in der Kulisse stehenden Freund zu und brüllte ihn an: „Was singen Sie?“ „Bariton“, war die Antwort. „Vorbringen!“ Und nun sang der Angeredete so wunderbar und herrlich, daß ich sofort überzeugt war, es würde eine Solopartie bekommen.

Aber der Regisseur schrie: „Zu schwach“, zu wenig Volumen“, und auf mich losfahrend: „Was ist Ihre Lage?“ Ich antwortete lachend, aber mit Grabesstimme: „Nack“. „Fonleiter C-Dur!“, kommandierte er. Ich orgelte die Töne herunter und hielt zum Schluß das tiefe C in einer endlosen Fermate aus, bis er brüllte: „Aufhören, engagiert!“

Ich war sprachlos. Ein ausgebildeter Opernsänger wurde abgelehnt, und ich, der ich nur Sprechstimmbildung betrieben hatte, sollte engagiert werden! Ich widersprach anfangs, aber da man mir eine gute Wage anbot, nahm ich schließlich an. Man muß ja leben. Ich war also plötzlich Opernsänger geworden, ich trat ein in die Welt des Jazz, der Steps und der Chansons. Ich muß sagen, Weihnachten hatte ich mir anders vorgestellt. Aber immerhin hat es mir nicht geschadet, die Kulissenwelt einmal von dieser Seite kennen zu lernen. Und Ironie des Schicksals! Nicht als Tragödie oder Charakterpieler sollte ich Einzug ins Filmatelier halten, sondern als Jazzsänger. — Das war mir nicht an der Wiege gesungen worden. (Fortz. folgt)



Anna Christie mit Greta Garbo

Foto: Metro-Goldwyn-Mayer

Chris Christopherson (Hans Junkermann), Vater der Anna Christie (Greta Garbo) zeigt den Besitzer der Hafenkneipe Jo'nnie (Peter Erkelenz) das Geld, das er zu versauen gedenkt. Hinter der Bar Larry (Her. mann Bing) 3 Matrosen

ich erst einige Monate später kennen lernte, persönlich sprechen zu können, wurde ich von meiner Mitarbeiterin, der charmanten Mili Macpherson, empfangen, die ihn die Drehbücher für seine großen Filme schrieb. Um es gleich vorweg zu nehmen, die Unterredung drehte sich bei Zigaretten und Tee mit Rum um die Filmkunst als solche und Kunst überhaupt, um Politik, Literatur, Philosophie und soziale Frage, um Christentum und Buddhismus — mit einem Wort um die höchsten Probleme der Menschheit — nur nicht um die nebenhändigen Fragen, wie ich Zugang zum Film finden würde.

Immerhin erhielt ich den ehrenvollen Auftrag, die Schreiber meiner Empfehlungsbriefe auf das respektvollste zu grüßen (seien „auch excellent people“) und damit wurde die Audienz huldvollst beendet. In meiner Sache vorwärts gekommen, nein, das war ich nicht. Trotzdem war ich ganz benommen von dem glänzenden Empfang, und auf dem Rückweg zum Portal startete ich Greta Garbo, die eben in einer Aufnahmehalle verabschiedet worden war, daß ich mit einer Gruppe von Leuten nachts immer wieder zusammenkam und mich flüsternd entschuldigte. Es waren Wallace Berry, Mary Dreher und Joan Crawford, die mir ein paar freundliche nachdenkliche Worte nachriefen.

Das hatte zur Folge, daß der Portier mich nun mit großer Ehrfurcht grüßte. Er hatte mich ja mit den Stars so zwanglos plaudern gesehen. Das verdiente entschieden eine Belohnung. Ich griff mit drei Fingern in die Westentasche und drückte ihm einen zerknitterten Dollarschein in die Hand, worauf er die Haken zusammenreißte und wie selbstverständlich eine Tasse herbeirief, in die ich ohne mir eine Blöße zu geben, mit lässigem

Das Geheimnis der Geige

ROMAN VON ANDREAS POLTZER

13. Fortsetzung.

Ja, Bizerte war zum Glück keine große Stadt. Mit einem ortsfremden Führer konnte man die in Betracht kommenden Matrosenquartiere in ein bis zwei Stunden durchstöbern. Fernanda betrat das erste Kaffeehaus, das ihr in den Weg kam. Der Anhaber war ein russischer Emigrant. Er gehörte einst zur Besatzung der Kaiserlich Russischen Kriegsschiffe, die nach dem Umsturz auf abenteuerlichen Wegen von Odessa über das Schwarze und Ägäische Meer nach dem Mitteländischen Meer gelangten und schließlich im Hafen von Bizerte interniert wurden. Hier dienten die einst stolzen Kreuzer noch lange Jahre als Unterkunft der Flüchtlinge, bis sie allmählich zur Verschrottung reif wurden.

Dies alles erfuhr Fernanda von dem mittelmässigen russischen Marineoffizier und jetzigen Besitzer des an Gröhenwahn leidenden „Grand Café Sebastopol“. Fernandes Geduld wurde belohnt. Fregattenkapitän a. D. Obolenoff gab ihr, nachdem sie seine Geschichte über sich hatte erzählen lassen, einen seiner Kellner als Geiger mit. Auch er war Russe, rühmte sich jedoch, nach vierzehn Jahren Aufenthalt in Bizerte den Ort wie seine Tasche zu kennen. Außerdem beherrschte er — vielleicht war es ein etwas übertriebener Ausdruck — aber auf alle Fälle verstand er gut anderthalb Duzend Sprachen.

Fernanda und der Kellner zogen los. Es zeigte sich alsbald, daß ihre Aufgabe gar nicht leicht war. In den vielleicht zwanzig Logierhäusern der Hafenstadt kamen und gingen Seelen, und von den meisten kannte man nicht einmal den Namen. Es ging alles ziemlich patriarchalisch vor sich; Fernanda drückte sich in Gedanken fräutlicher aus. Schlampentwirtschaft, dachte sie mit einem Seufzer. Sie war überzeugt, in dem zwanzigmal so großen Hamburg wäre es eine leichtere Aufgabe, einen fremden Matrosen, dessen Namen und Nationalität bekannt waren, aufzufindern.

Ein spanischer Seemann Alvarez? Die mehr oder minder beliebten „Patrons“ der Herbergen suchten die Kaffeehäuser. Täglich kamen Duzende spanischer Matrosen, und jeder hieß sich Alvarez.

Es war bereits Abend, als Fernanda und ihr Begleiter in einer kleinen Kneipe dicht am Hafen landeten. Das niedrige, unfreundliche Lokal war erfüllt von Rauch und Lärm.

Am Nachbartisch saßen einige schwarzbraune, hagere Männer und unterhielten sich in einer fremden Sprache. Fernandes Begleiter horchte plötzlich hinüber. Gleich danach wandte er sich erregt an Fernanda:

„Sie sagten doch, daß Alvarez eine Geige besaß?“

Fernanda bejahte überrascht.

„Wir haben Glück! Ich glaube, eine Spur entdeckt zu haben. Bitte, entschuldigen Sie mal...“ Der Russe erhob sich und trat an den Nachbartisch. Fernanda hörte, wie er die Männer in ihrer Sprache anredete. Es dauerte beinahe zehn Minuten, ehe er wiederkam.

„Eine tolle Geschichte!“ rief er. „Wann hat der Alvarez das Kastenhaus verlassen?“

„Vor drei Tagen. Aber bitte sagen Sie schnell, wo ist Alvarez und vor allem die Geige?“

Russen sprechen gerne und sind nicht kurzgehandelt. Sie lieben die Sprache um der Worte willen. So dauerte es geraume Weile, bis Fernanda alles erfuhr. Es war wirklich keine alltägliche Geschichte. Die Männer am Nachbartisch waren Jüden und gehörten zur Besatzung eines Frachtdampfers aus dem Fernen Osten. Sie befanden sich bereits seit einer Woche in Bizerte, und aus ihrer Erzählung ergab sich folgendes:

Der Matrose Alvarez betrat vor drei Tagen, wenige Stunden nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus, eine Kneipe. Seine Rechte befand sich in einer Binde; in der Linken trug er einen kleinen Koffer, der wahrscheinlich seine Habsgüter barg, und eine Geige. In der Kneipe befanden sich auch die Jüden vom Nachbartisch. In ihrer Gesellschaft sah ein Landsmann, ein ehemaliger Schiffsbesitzer, der bei einer Kesselerplosion das Augenlicht verloren hatte. Er ernährte sich von milden Gaben, die ihm Reisende und in Alkoholläden gebedrängte Seelen zu kommen liehen.

Ein anwesender italienischer Matrose ermunterte Alvarez beim Anblick der Geige zum Spiel. Mürrisch antwortete der Spanier:

„Versuche du mal, mit einer Hand zu spielen!“

Der schon angeheiterte Italiener rief lachend:

„Na ja, ein Krüppel ist nicht einmal zum Geigen gut!“

Der heißblütige Andalusier nahm diese Worte mit Recht übel. Drohend näherte er sich dem Spötter; die beiden Männer standen Aug in Auge, breitbeinig sich gegenüber. In der folgenden Klopfferei wäre der durch seine verletzte Hand schwer benachteiligte Alvarez bestimmt unterlegen. In den nächsten Jüden erwachte das Gerechtigkeitsgefühl, und sie legten sich vermittelnd ins Zeug. Ihr blinder Landsmann erbot sich sogar, auf Alvarez' Geige den Anwesenden etwas vorzuspielen.

Alvarez, der froh war, dem ungleichen Kampf entgangen zu sein, reichte dem Blinden zuvorkommend die Geige. Und jetzt geschah das Seltsame. Kaum hatte der Jüde die Geige unter's Kinn gedrückt, als seinen Lippen ein herzschütternder Schrei sich entrang. Er hatte sein verlorenes Augenlicht plötzlich wiedergewonnen!

Im Angesicht dieses Wunders wurde selbst der be-

trunkene Italiener nüchtern. Er fiel Alvarez um den Hals, nannte ihn seinen Bruder und bat ihn wegen der Beleidigung um Verzeihung. Doch schon stand der Jüde mit dem wiedergefundenen Sehvermögen vor Alvarez. Er zweifelte keinen Augenblick, daß er das Wunder der Geige verdankte. Es stellte sich heraus, daß der Mann, der sich von der Varnberzigkeit seiner Mitbrüder ernährte, gar nicht arm war. Entweder fielen ihm Almosen so reichlich zu, daß er Ersparnisse machen konnte, oder er hatte nach seiner Erblindung eine Entschädigung erhalten, die er auf die hohe Kante legte.

Jedenfalls war der Jüde sofort bereit, die Geige um jeden Preis zu erwerben. Alvarez, der ganz auf dem Trocknen saß, war ebenfalls sofort bereit, das wunder-tätige Instrument zu verkaufen. Als geschäftstüchtiger Mann nützte er die Konjunktur immerhin aus und erzielte für die Geige den nicht unansehnlichen Preis von elfshundert Franken.

Fernanda war den Ausführungen ihres Begleiters gespannt gefolgt; kein Wort der weiblichen Erzählung war ihr entgangen. Erregt fragte sie jetzt:

„Und wo befindet sich der Jüde?“

Der Russe, etwas irritiert der unnötigen Unterbrechung wegen, nahm sich Zeit, ehe er antwortete:

„Jemandwo auf hoher See. Der Mann war ein Mohammedaner. Da er noch zweitausend Franken besaß, beschloß er, als Dank für seine wundersame Heilung nach Mekka zu pilgern. Das Pilgerschiff „Sana“ fuhr, mit muslimännlichen Pilgern aus Marokko, Tunis und Algerien beladen, vor zwei Tagen aus dem Hafen von Tunis.“

Fernanda atmete auf. Es war ihr, lieber, die Geige auf einer weiten Fahrt nach dem Heiligtum zu wissen, als in den Händen des Mannes mit der Brille. Aber die nicht alltäglichen Wanderungen der Geige machte sich Fernanda keine Gedanken im Augenblick. Schließlich konnten nicht nur Menschen und Bücher, sondern auch Musikinstrumente ihre Schicksale haben.

„Bitte, fragen Sie doch die Leute nach dem Namen ihres geblinden Landsmannes!“ bat sie den Russen.

Der Kellner drehte sich nach dem Nachbartisch und rief den Jüden einige Worte zu. Nach der erhaltenen Antwort wandte er sich wieder zu Fernanda und sagte:

„Der Mann hieß Said ibn Mohammed Souru.“

Fernanda gab dem Russen eine reichliche Entlohnung und verabschiedete sich von ihm. Sie ging geradeswegs nach dem Bahnhof und gelangte noch vor Mitternacht in Tunis an.

Am nächsten Tag war sie schon in den frühen Morgenstunden auf den Weiden. Im Büro der Messageries Maritimes erfuhr sie, daß der Dampfer „Sana“ mit mohammedanischen Pilgern tatsächlich unterwegs war nach dem Hafen von Djibba im Roten Meer. „Sana“ war ein ziemlich schnelles Schiff, trotzdem bestand die Möglichkeit, den Dampfer in Port Said am Suezkanal zu erreichen. Von Tunis gab es eine Flugzeugverbindung nach Marseille, von Marseille nach Genua und von Genua nach Sizilien. Aus dem Hafen von Siracusa konnte man in sechshunddreißig Stunden Alexandria erreichen und von da mit der Bahn Port Said. Versäumte man keinen der Anschlüsse, gelangte man vor dem Pilgerschiff zum Suezkanal.

Die Reise war feststehend, doch Fernanda hatte keine Wahl. Eine Hundstunde nach der „Sana“ hielt sie für völlig zwecklos. Das Wasserflugzeug nach Marseille startete erst in den Mittagsstunden. Fernanda meldete ein radiotelephonisches Gespräch nach Berlin an. Bereits nach zwanzig Minuten war die Verbindung mit dem Büro des Holmes-Detectivbureaus hergestellt.

Durch den Athor hörte Fernanda das wohlbekannte Wiehern des alten Holmes-Emigula. In Stichworten berichtete sie ihr Abenteuer in der Wüste und den neuen ungeahnten Weg der Geige.

„Sie müssen sie verfolgen, wenn es nötig ist, bis ans Ende der Welt. Das sind, wie Sie wissen, Frau Abelausens Worte! Ich werde Ihnen nach Port Said Geld überweisen. Können Sie, was die Geige mit ihrem Inhalt wert ist? Fünfzig Millionen — hundert Millionen!“

Das Gespräch war zu Ende. Fernanda verließ das Gebäude des Zentralpostamtes. Hundert Millionen, sagte Holmes-Emigula! Der Gedanke, daß sie nach irgendwas jagte, das einen Wert von hundert Millionen hatte, dünkte ihr unglaublich, traumhaft.

Die Luftreise nach Sizilien verlief ohne Zwischenfall. Im Hafen von Siracusa stand feckler die „Esperia“, die in sieben Stunden die Fahrt nach Ägypten antreten sollte.

In der kleinen Hafenstadt Siracusa gab es nicht viel zu sehen. Fernanda begab sich auf den Dampfer. Das Schiff war vollbesetzt von elegantem Publikum. Immer neue Passagiere stuteten auf den Dampfer. Da, im letzten Augenblick, erschien noch ein Passagier und wurde auf das Schiff hinaufgelost.

Fernanda, die an der Reling stand, starrte entsezt auf den verspäteten Reisenden. Er war bereits an Bord, und die Gangway wurde hochgezogen.

Fernanda brängte einige Leute beiseite und trat vor den verspäteten Passagier.

„Guten Tag, Herr Barwid“, sagte sie ruhig.

30. Kapitel.

Der Berliner Schnellzug war in den Prager Bahnhof eingelaufen. Briener spähte vorsichtig nach allen Richtungen. Erst nachdem er sich überzeugt hatte, daß Albatros Noel bereits dem Ausgang zustrebte, verließ er den Zug.

Er heftete sich an die Fersen von Noel, der zu Fuß den Weg antrat. Noel bewegte sich mit auffallender Sicherheit durch die Straßen der alten Moldaustadt; nicht ein einziges Mal erkundigte er sich nach dem Weg.

Er muß die Stadt gut kennen, dachte Briener. Er konnte nicht wissen, daß Albatros Noel sich in seiner engeren Heimat befand. Noel war in Prag geboren und aufgewachsen; erst als der Boden seiner Vaterstadt ihm zu unsicher wurde, verlegte er seine wenig segensreiche Tätigkeit nach anderen Gefilden.

Sie befanden sich jetzt in einer engen, steilen Straße hoch über der Moldau. Noel machte plötzlich kehrt; nur mit Mühe gelang es Briener, sich schnell zu verbergen.

Albatros Noel betrat eines der kleinen Häuser. Briener wartete geduldig einige Minuten, dann schlich er heran. Er stieß gegen die Haustür; sie war nicht verschlossen. Vorsichtig betrat Briener den dunklen Flur.

Noch während er überlegte, wohin Noel verschwunden sein konnte, hörte er plötzlich eine Tür aufgehen. Gleich danach verteilte ihm das Knarren der alten Holztreppe, daß jemand nahte. Rasch sprang er hinter die Treppe.

Es war höchste Zeit gewesen, denn schon standen die beiden Männer unten im Flur. Nur undeutlich erkannte Briener ihre Konturen. Er presste sich glücklich, daß es hier so finster war. Noel und sein Begleiter hielten ihn für einen bestimmt entdeckt. Er stand den beiden so nahe, daß er bloß die Hand auszustrecken brauchte, um Noel zu berühren.

Die zwei Männer sprachen deutsch.

„Also heute abend um neun Uhr im roten Zimmer bei Wlaschek. Benachrichtigen Sie die anderen, daß sie pünktlich erscheinen“, sprach ungewöhnlich laut Noel. Und fügte hinzu: „Sagen Sie ihnen, daß es sich um eine ungemein wichtige Angelegenheit handelt. Alles Nähere erfahren Sie und die anderen heute abend von mir.“

Noel verabschiedete sich von seinem Begleiter, der ihn bis ans Tor brachte. Während er sich entfernte, blieb der andere noch eine Weile im Eingang stehen. Dann hörte ihn Briener die Treppe hinaufsteigen. Er wartete noch, bis das Schließen einer Tür ihm verriet, daß der Mann seine Wohnung betreten hatte.

Erst jetzt wagte sich Briener aus seinem Versteck hervor. Er eilte auf die Straße. Von Noel war keine Spur zu entdecken. Briener ließ sich zur nächsten Ecke, doch auch da konnte er Noel nicht mehr erblicken.

Daß er die Fahrt von Noel verlor, bereitete ihm keine allzu große Sorge. Er wußte jetzt, wo er Noel abends antraf. Briener zweifelte keinen Augenblick, daß der von Noel erwähnte Wlaschek, der Ort ihrer Zusammenkunft, irgendein Lokal war.

Briener betrat ein Kaffeehaus. Er bestellte etwas zu essen, denn er hatte seit gestern abend nichts gegessen und empfand einen mächtigen Hunger.

„Können Sie mir sagen“, erkundigte sich Briener beim Kellner, „wo sich ein Lokal mit dem Namen Wlaschek befindet?“

„Wlaschek? Wlaschek?“ wiederholte der Kellner. „Warten Sie mal, ich weiß schon...“ Und er beschrieb Briener den Weg, den er einschlagen sollte.

Trotzdem es erst Mittag war, beschloß Briener, die Kneipe sich anzusehen. Denn um eine Kneipe handelte es sich, das hatte er vom Kellner erfahren.

Eine halbe Stunde später stand er vor dem gesuchten Lokal. Er betrat es ohne Zögern. Die Kneipe war von innen außergewöhnlich geräumig und im Augenblick fast besetzt. Briener bestellte ein Glas Pfirsich und begab sich kurz danach nach dem Hof. Von einem dunklen, nach Bier und Speisen reichenden Korridor gingen verschiedene Türen. Briener öffnete die erste. Seine Hand tastete nach dem Lichtschalter. Nachdem oben an der Decke einige fliegende Glühbirnen aufleuchteten, sah Briener, daß er sich in einem kleinen Raum befand, dessen Wände mit blutroter Farbe bestrichen waren. Sein Blick blieb an einer größeren Kiste haften, die in einer Ecke stand. Er hob den Deckel, zufrieden gewahrte er, daß die Kiste leer war. Eilig verließ er den Raum.

Als Albatros Noel Punkt neun Uhr das rote Zimmer von Wlascheks Kneipe betrat, warteten im Raum bereits vier Männer auf ihn. Er wurde von ihnen stürmisch begrüßt.

„Wir können anfangen“, meinte der Mann, den Noel vormittags in seiner Wohnung aufgesucht hatte.

„Einen Augenblick, meine Herren“, begann mit einem rätselhaften Lächeln Noel. „Bevor ich Ihnen berichte, warum ich nach Prag kam und warum ich Sie dringend hierhergebeten habe, muß ich erst einen der Anwesenden entfernen.“

Die Herren, denn ihrer Kleidung nach gehörte ihnen diese Kneipe, blickten sich bestürzt an. „Einen von uns entfernen?“ riefen sie beinahe gleichzeitig und maßten sich mißtrauisch.

„Ich sagte bloß, einen der Anwesenden“, erklärte noch immer lächelnd Noel. Er schritt auf die in der Ecke stehende Kiste zu, hob ihren Deckel und rief mit kühler Stimme:

„Kommen Sie heraus, Briener!“

(Fortsetzung folgt.)

Unpolitische Chronik

Neuß, 8. September 1935

Betrübliche Betrugslüge

Nun wenden wir uns wieder der Lampe zu, der wir während der Sommer-Monate mehr oder weniger bis in den Abend hinein entzünden konnten; infolge dessen waren die Lichtrechnungen erfreulich klein, und eine Quelle sonstigen Vergers floß spärlicher. Nun, „um des Lichts“ gefällige Flamme sammeln sich die Hausbewohner, werden wir nächstens mit betrübteren Augen auf das längliche Papier schauen, das uns allmonatlich vorgezeigt wird, das Papier, auf dem sein säuberlich vermerkt steht, wieviel Kilowatt Familienleben wir aufgebracht und aufgebraucht haben.

Und nun wenden wir wieder Inventur; der Garten rückt wieder von uns ab, und das nachbarliche Radio, das vielleicht im nachbarlichen Garten oder am offenen Fenster stand, ärgert uns nicht mehr so hartnäckig. Das ist der ideale Ausgleich für die materielle Beschwerde; dem einen wird das genügen, dem anderen wird es nicht genügen. Auch das ist zuletzt eine Frage des Portemonnaies oder des Temperamentes. Aber der Luxus des elektrischen Lichtes will eben bezahlt sein; als unsere Eltern und Großeltern noch die Petroleum-Lampe gebrauchten, war das Familienleben fraglos billiger; damals „schwallte“ diese Petroleum-Lampe zuweilen, wenn sie „durchgegangen“ war, und ihre Pflege soll keine besonders angenehme Arbeit gewesen sein. Oft genug haben wir als Kinder bei Günstern auf der Niederstraße neue Zylinder, Dochte oder Gloden holen müssen, und auch mit der Petroleum-Kanne sind wir oft nach Postals gegangen und haben zugeschaut, wenn dem Blechfaß der Brennstoff entpumpt wurde. Diese Dinge wurden insgesamt mit ein paar Groschen aus der väterlichen oder großväterlichen Westentasche bestritten, oder aus dem etwas umfangreichen Portemonnaie, neben dem es keine andere „Kasse“ gab.

Solche Dinge überlegt der unpolitische Chronist, da er zum ersten Male in diesem Herbst seine Arbeit bei künstlichem Lichte schreiben muß. Der nüchternere Leser wird das „Gefühlswort“ nennen; aber es tut uns zuweilen doch einmal recht gut, noch einmal eben in Gedanken in die Vergangenheit zurückzukehren; und wenn es auch nur in Verbindung mit der Rechnung für das elektrische Licht ist.

Zu den Zeichen spezieller Neußer Herbstes zählen wir auch den Weg nach Selkum, den wir schon in der Kindheit gingen; ich weiß nicht, ob wir damals schon „richtige“ Wallfahrer waren; es hat uns genügt, daß wir uns als solche vorfanden, und der hl. Kornelius hat uns unsere gute Meinung immer reichlich mit Appellaten gestärkt. Und weil wir noch so vieles von diesem Weg an der Obererf vorbeigehen, darum ist er uns auch heute noch mit Erinnerungen gesäumt, obwohl er sich äußerlich sehr gewandelt hat, dieser Weg. Er ist gepflastert geworden, Wildpark und Bänke, Pflanzungen und neue Siedlungen stehen am Rande, wenn die Pilger nach Selkum pilgern — nur das kleine Kapellchen ist das alte geblieben, und immer noch werden es die gleichen Anliegen sein, die die Menschen dort niederlegen. Sie sind das Beständige, während sich ringsum alles wandelt.

Der Rast am Linbuck

Nun hätten wir also auch den letzten Rest des heurigen Schützenfestes hinter uns, den Krönungsball. Daß wiederum, wie in jedem Jahre, die Säte der Bürgergesellschaft bei weitem nicht ausreichten, um die gewaltigen Mengen der Schaulustigen zu fassen, das gehört schon seit Jahren zu den Unabwendbarkeiten dieses Tages. Da stauen sich auf den Straßen und auf dem Hofhof die Menschen, da plätschen fast die Räume, schon stundenlang vorher, ehe sich draußen in den „Regierungsvierteln“ das Versteil entwickelt hat.

Für 80 vom Hundert der Anwesenden bedeutet das Krönungsball überhaupt keinen „Ball“ im herkömmlichen Sinne; man will nur zusehen, wenn der Hofstaat einzieht, wenn sich die alten, hergebrachten Formen entwickeln. Es ist übrigens interessant, daß die Frauen bei diesem Krönungsball gut 75% der Zuschauer stellen; das ist eine Art gerechten Ausgleiches gegenüber der rein männlichen Angelegenheit der Schützen-Vorversammlungen.

So, und nur wollen wir das Altentück „Schützenfest 1935“ endgültig schließen. Wir Zeitungsschreiber teilen natürlich auch in diesem Jahre das Los, arbeiten zu müssen, wenn die anderen feiern, mit den Kellnern, den Straßenbahnern, den Schülern, den Musikern und mit noch so verschiedenen anderen; das schmälert natürlich das Vergnügen am Mitfeiern, aber es ist nicht zu ändern. Ohne großen Schmerz legen wir also nun das Fest 1935 in den Altenthran, aus dem wir es, so Gott will, wieder herausnehmen, wenn das nächste Heimatfest aufs neue seine Schatten vorauswirft. Den Schlußstrich darf der ehrliche Chronist nicht machen, ohne die sich um das Fest bemühten, den Dank der ganzen Stadt zu sagen. Nur wenige wissen, daß sich diese Arbeit nicht darauf beschränkt, sich 3 Tage lang im Wagen durch die Stadt kutschieren zu lassen.

Wären sich Form und Inhalt unseres einzigartigen Festes auch über den neuen Winter, der uns von Ferne schon winkt, erhalten und bewahren!

In diesem Sinne . . .

Die besten Infonormen

London ist die Stadt, die am häufigsten das Postamt zur Erläuterung nach der genauen Zeit benutzt. Nirgend wird das Fräulein vom Amt so oft angerufen, um Auskunft zu erteilen. Und da die englische Post gegenüber ihren Kunden äußerst aufmerksam ist, sollen die Methoden dieser Auskünfte jetzt mechanisiert werden, um Beamtinnen zu sparen und Fehler zu vermeiden.

Die gestellte Aufgabe verurteilte den mit ihrer Lösung betrauten Ingenieur ein wenig Kopfzerbrechen. Schließlich aber fanden sie einen Ausweg in der Konstruktion eines Automaten.

Es handelte sich um eine Uhr, die ein Präzisionswerk besaß und mit einem Grammophon in Verbindung stand. Durch einen feinsten Mechanismus wird, je nachdem, wieviel Uhr es ist, bei einem Anruf eine bestimmte Stelle der Grammophonplatte ausgelöst, und der Anrufende erfährt automatisch durch eine menschliche Stimme die genaue Zeit.

Alles war bis auf das Beste gediehen, als im letzten Moment noch eine Schwierigkeit auftrat. Die Platte mußte von einer Stimme besprochen werden, die wohlklingend, klar und allgemein verständlich war. Wo aber sollte man eine solche Stimme, die alle diese Vorzüge in sich vereinigte, finden? Man mußte sie eben suchen.

Sicher gab es unter den 15 000 englischen Fräulein vom Amt eine, die mit ihrer Stimme allen Ansprüchen genügte, sie mußte nur gefunden werden. Und so veranstaltete die englische Postverwaltung einen Preiswettbewerb, an dem sich alle englischen Postbeamtinnen beteiligen konnten. Um keinen der Preisrichter etwa durch das Neuzure zu beeinflussen, geht die Prüfung telefonisch vor sich. Die durch eine Vorprüfung ausgesuchten Bewerberinnen werden Gelegenheit haben, einige Sätze durch das Telefon zu sprechen, und das Preisrichterkollegium wird dann diese Stimmen hören. So ist die Gewähr dafür gegeben, daß nur ausgezeichnete Stimmen in Frage kommen.

Die englische Öffentlichkeit verfolgt dieses originelle Preiswettbewerb mit großem sachlichem Interesse. Stellt schon die Konstruktion einer sprechenden Uhr ein technisches Novum dar, so glaubt man, daß die ausgewählte Stimme das Erlebnis sein wird, was in England zu finden ist. Und darum ist diese Stimme schon heute berühmt, noch ehe sie gefunden ist . . .

Warum der unvollkommene Bräutigam

Einer der sonderbarsten Vereine ist in der englischen Stadt Birmingham gegründet worden. Es handelt sich dabei um den Zusammenschluß von verlassenen Bräuten, deren Vertrauen von den Männern schmählich mißbraucht worden ist. Jene Damen haben sich zusammengetan, um ihrerseits den Kampf gegen alle diejenigen Personen männlichen Geschlechtes aufzunehmen, die einem Mädchen den Kopf verdrehen, sei es aus kalter Berechnung oder aus gedankenloser Spielerei und sie dann einfach sitzen lassen, trotz Eheverprechens und allen Versicherungen.

Der Verein umfaßt zunächst zehn englische Damen, die derartige trübe Erfahrungen machen mußten. Anklagen und Warnen ist ihre Aufgabe, und das tun sie denn auch in ausgiebigstem Maße.

Man muß schon eine fanatische Männerhaslerin sein, wenn man in diesen Verein aufgenommen werden will. Die erste Bedingung nämlich lautet Verzicht auf die Heirat. Die Frauen müssen Junggefellinnen bleiben. Außerdem müssen sie schlimme Erfahrungen mit Männern nachweisen.

Der Verein unternimmt mit seinen Mitgliedern große Propagandasfahrten durch die englischen Städte, bei denen die einzelnen Mitglieder vorgestellt werden. Die eine oder andere Dame nimmt dann das Wort und erzählt ihre Geschichte mit dem treulosen Verlobten, worauf dann die allgemeine Rügenwendung daraus gezogen wird. In diesen Veranstaltungen sind lediglich Damen zugelassen, denn man wünscht in keinem Falle, daß sich Männer um diese Vorwürfe kümmern.

Auch die Methoden der Heiratschwindler werden eingehend besprochen, und das ist vielleicht das einzige Positive der ganzen Unternehmung. Denn als Gelübde ist das Versprechen der Ehelosigkeit denn doch nicht zu werten, wie ein kleiner Vorfall beweist. Eine der zehn Damen lernte auf einer Propagandasfahrt einen Oberkellner kennen, verliebte sich in ihn und verlobte sich. Und obwohl sie zur Verlobung alle Kolleginnen aus dem Verein höflich eingeladen hatte, blieb sie doch mit dem Verlobten allein, denn sie wurde wegen absoluter Unzuverlässigkeit aus dem Verein registrier gestrichen.

„Linbuck Ding!“

Sie haben sich vor einiger Zeit mit Wärme für die Reinigung der Stadtgartengewässer eingesetzt. Damit haben Sie manchem Mitbürger aus der Seele gesprochen. In diesem Jahre war es übrigens besonders schlimm, wie — und das nicht nur in Neuß allein! — eine besonders stark gründernde Alge zu besonderer Entwicklung kam. Aber das spezielle Neusser Problem der überaus stark verschmutzten Stadtgartengewässer ist ja nicht von gestern. Es ist alt, und diese Verschmutzung ist m. E. auch mitschuldig daran, daß wir in Neuß nur so sehr selten

Gelegenheit zum Eislaufen haben: Meines Erachtens müßte es eine Lösung in der Form geben, daß man in Verbindung mit dem nachbarlichen Nordkanal an dieses Problem einmal beherzt heranginge. Wenn das — wegen des Niveauunterschiedes — besondere Schwierigkeiten machen sollte, dann muß — (Sie haben das schon angedeutet!) der Weiher einmal geleert und entschlammt werden, wobei man natürlich auf den noch vorhandenen Fischbestand Rücksicht zu nehmen haben würde. Hoffentlich läßt der Entschluß nicht mehr allzulange auf sich warten.

Auch Ihrem Vorschlag, etwas zur Förderung der noch vorhandenen Singvögel etwas zu tun, möchte ich baldige Verwirklichung wünschen; das wäre ohne alle Kosten zu machen, derart, daß man die nötigen wildwachsenden Gebüsche aufkommen läßt, die von Nachtigallen und anderen gesiederten Sängern bevorzugt werden. Das Aussehen des Stadtwaldes, der Stadtgärten, des Selkumer und Weißenberger Parks würde darunter nicht leiden, im Gegenteil würde ihnen damit eine weitere Förderung zuteil werden und die Singvögel würden schon bald wieder ihre Quartiere bei uns beziehen, die sie verließen, weil es ihnen an Nist- und Brutgelegenheiten mangelte.

Neuß als Winterkonzertkollektion

Für den kommenden Herbst und Winter hat Neuß wieder ein recht umfangreiches Programm aufgestellt, das deutlich zeigt, daß unsere Stadt ihr Eigenleben keineswegs aufgeben will; dafür zeugt zunächst die Unternehmungslust des Städtebundes, der nun wieder seine Vorbereitungen für die neue Spielzeit aufgenommen hat, dafür zeugt auch das umfangreiche Programm der Vereinigung der Heimatfreunde, deren Programm wir bereits bekannt gegeben haben. Die Heimatfreunde haben sich in diesem Jahre wieder besonders viel vorgenommen, und man geht wohl nicht fehl, wenn man annimmt, daß die Vereinigung auf Grund ihrer Leistung und wegen ihres Sinnes einen großen weiteren Zustrom aus allen Kreisen der Bürgerschaft erhalten wird. Der Stolz der Heimatfreunde ist es, daß sie der einzige Verein und die einzige Vereinigung im weiten Umkreis sind, der bisher keinerlei Jahresbeitrag erhebt, daß vielmehr die Mitgliedschaft mit dem Einschreibegeld von 1.— M. für alle Zeiten erworben ist, wobei den weiteren Familienmitgliedern noch Ermäßigungen gegeben werden; an diesem Prinzip soll auch für die Folge festgehalten werden, weil es keinen geldlichen Hinderungsgrund geben soll, die Mitgliedschaft anzumelden. Auch für dieses Jahr 1935—36 haben die Heimatfreunde wieder — wie gesagt — ihre großen Pläne; es wird auf fast allen heimatischen Gebieten Vortragsabende geben, und neben diesen Vortragsabenden wird sich die ganze große Familie der Heimatfreunde mehrere Male während der Saison zu den bekannten großen Veranstaltungen zusammenfinden, wenn es gilt, die besonderen heimatischen, alten und überlieferten Feste des Jahres auf besondere Art auszuführen: Als Neuerung weist das Winterprogramm erstmalig eine durch das Städtebündentheater übernommene Neusser Theaterveranstaltung auf. Daneben werden Vortragsabende über Neusser Dinge gehalten werden, u. a. über Neusser Ausdrücke, über den Neusser Handel, über das Neusser Handwerk, über den Neusser Menschen und „Musik am Dörrpel“ wird einen Abend ausfüllen.

Auch das Neusser Musikleben wird in diesem Jahre wieder stark gefördert werden; von Neusser Solisten werden August Kreuter als Geiger und der Pianist Loschelder zu Worte kommen, während der Hauptteil wieder von den Kölner Musikschülern und deren Orchester unter der Leitung von Konrad Wassenberg bestritten werden wird. Auch der städtische Chor wird mit dem „Requiem“ von Brahms an die Öffentlichkeit treten.

Es ist zu wünschen und zu hoffen, daß die Bürgerschaft die guten Absichten der Veranstalter durch rege Anteilnahme an diesen Dingen stützen wird. Das ist wesentlich, wenn der Wiederaufbau des Eigenlebens auf diesen Gebieten vollendet werden soll.

Charakteristisches Infonormen

Testamente sind nicht immer nur angenehme Schriftstücke; oft genug kommt es vor, daß sie die Ursache von Zwistigkeiten sind; darüber brauchen wir kein Wort zu verlieren.

Ein besonders bössartiges Testament ist kürzlich in Budapest bekannt geworden; dort hat ein reicher Onkel seinem Neffen, der ihn zeitlebens durch Faulheit besonders geärgert hatte, diesem zwar einen schönen Wagen Geld vermacht, rund 500 000 Mark, aber die Sache hatte doch einen Haken. Dieser durch seine Faulheit ärgernisgebende Neffe hat dieses Geld nur unter der Bedingung geerbt, daß diese schöne Summe nur dann an ihn falle, wenn er es in Brennholz angelegt haben würde, daß er selbst und eigenhändig zerhacken und verkaufen mußte.

So also stand der Erbe vor der sicher nicht kleinen Aufgabe, seine 500 000 Mark buchstäblich mit der Axt zu verkleinern; ob er diese Erbschaft angetreten hat, und wie er damit fertig geworden ist, darüber ist noch nichts bekannt. Jedenfalls ist der Onkel auch noch nach seinem Tode ein rechter Erzieher geblieben; ob aber sein Andenken bei seinem faulen Neffen in besonders angenehmer Erinnerung geblieben ist, das ist eine andere Frage.

Dies



Zangen

„Nun kommt das alte Fräulein Sittig doch noch unter die Haube; sie hat sich mit einem Zahnarzt verlobt.“
„Ja; dem wird es auf eine Zange mehr oder weniger nicht ankommen.“

Schreite leise durch den Wald

Wenn an einem Spätsommermorgen die ersten Strahlen der Morgensonne sich durch den Atem der Erde ihren Weg bahnen und ihre leuchtenden Schleier um die Bäume weben, wenn mit leisen Stimmen die Natur erwacht, dann schreite leise durch den Wald, denn du wandelst durch den herrlichsten Dom Gottes und bist deinem Schöpfer näher als sonst in der Welt. Alles ist in ein wunderbares mildes Licht getaucht. Leise knacken dürre Zweige unter dem Tritt deiner Füße. Schweigend ragen die Tannen empor. Nur oben in den Wipfeln ist ein ewiges Brausen und Säusen. Der Wind, den du am Boden nicht spürst, spielt dort die Orgel Gottes.

Plötzlich erstarrt dein Schritt, ein Reh kreuzt deinen Weg, äugt vorsichtig zu dir hin, um dann in wilden Sprüngen im tiefen Tann zu verschwinden. Und wieder ist es still wie vorher. Nur in der Ferne hörst du das Säuseln eines Spechtes, der in seinem Amte als Waldpolizist nicht müde wird. Alles ist so unberührt und weltfern, und dich überfällt das Gefühl, als setest du der erste, dem dieses Waldwunder geschenkt wird. Du weißt nicht, wie lange du schon durch die Ewigkeit des Waldes gegangen bist. Es ist ja auch so weisungslos, so unwichtig. Was braucht hier die Zeit gemessen zu werden, im Walde, der alle Erdenhaft verpörrt?

Du magst schon einige Stunden gegangen sein, da leuchtet sich der Wald vor dir. Du stehst am Waldecksaum und blickst über Berg und Tal. Weit hinten im

Grunde leuchten die roten Ziegelbächer eines Dorfes zu dir empor. Die Berge aber tragen alle Wälder, die tiefdunkelblau den dichten Tann verraten oder in einem berausenden Gemisch grüner Farbtöne das Märchenlied des deutschen Laubwaldes singen. Am Waldecksaum läßt es sich wunderbar rasten. Du legst dich in Laub und Moos und triffst mit tiefen, durstigen Zügen den Atem der Erde, der erquickend dem Waldboden entströmt. Hier quillt aus unserem Herzen eine nie gekannte Lust, ein gottnahes reines Gefühl, als ob sich unsere Seele im Walde gesund gebadet habe.

Ja, das ist es auch, ein Bad der Seele, die sich losgelöst hat von aller Erden-schwere. Die Stunden der Rast sind vorüber. Hoch steht die Sonne am Himmel, und du suchst die kühle Tiefe des Waldes auf. Nur gar zu gern läßt du dich von dem munteren Murmeln eines Bergquells auf seinen Pfad locken, der dich über Moos und Stein durch hohes Farrentraut und dichtes Unterholz zu Tale führt, und dann wanderst du durch einen kühlen Grund auf breitem Walddpfad. Aus dem Quell ist ein Bach geworden. An beiden Seiten steigt der Wald hoch empor und verliert sich erst in weiter Ferne in des Himmels Bläue. Jetzt schreitest du rüstig deinen Pfad, ein beglückter Wanderer. Deine Seele jubelt, und wenn du wie ein Dichter die Worte formen könntest, würdest du singen wie es Eichendorff einst getan, der unsterbliche Sänger der Romantik des deutschen Waldes.



Einsamkeit im Walde

Photo: Scherl — M.)

Räffel im Walde? *

Von Wilhelm Hochgrebe

Wir mögen den Wald durchwandern, wo und wann und zu welcher Tageszeit wir wollen, immer zeigt er uns neue Bilder, neue Reize, vielen manches Neue, das räffelt und doch so natürlich und so einfach zu deuten ist. Von Sonder-solden Beispiele seien hier eine Reihe aufgezählt und erläutert.

Wir durchwandern zunächst einen Eichen- und Buchenhochwald. Unter einem alten Baumbriesen entdeckt unser Auge etwa baumstammförmige, teils frische und noch dunkle, teils alte und vom Wetter gebleichte „Räffel“, von denen wir einige aufnehmen und auf ihre Zusammensetzung untersuchen. Haare sind der Hauptbestandteil, daneben kleine Knochen von Mäusen (seltener von jungen Vögeln), Käferfüße und Käferdecken. Wir haben es hier mit Eulen- und Fledermausgeköll zu tun, unverdaulichen Überresten der gefräßigen Beute, die ausgespien werden.

Wenn Weitergehen stoßen wir in einer feuchten Senke auf eine einige Quadratmeter große morastige Stelle, deren Schlamm wie von einer Herde Schweine durchgetreten ist. Breite Körperabdrücke zeigen, daß größere Tiere hier auch „raffel“ haben. Der erfahrene Hochwaldjäger erkennt recht bald aus den Schalenabdrücken, aus dem am Schlamm haften den Haaren (bzw. Vorhaken), daß hier Rotwild oder Säuen (Schwarzwild) sich gefühlt haben. Rot- und Schwarzwild bejagen gern, namentlich am heißen Tagen oder nach solchen sowie bei üppiger „Rast“ und in der Brunst- bzw. Paarzeit, solche schlammigen Pfützen, um sich durch ein „Moorbad“ abzukühlen und gleichzeitig die Haut durch einen Dredpanzer gegen allzuhand Ungeziefer zu schützen. Ohne Zweifel kein Hochwildrevier! Darum müssen sie, wo es nottut, künstlich angelegt und erhalten werden.

War nicht weit von dieser Suble leben wir an einem Buchenstammchen die Rinde ungefähr 30 Zentimeter lang abgeschunden und vor dem Stämmchen den Laubboden aufgewühlt. Hier legte im April oder Mai ein Rehbock den Vast vom neuen Gehörn. Dabei „plähte“ er im Übermute, d. h. er schlenkerte mit den Vorderläufen die Laubdecke des Bodens nach hinten. Das geübte Jägerauge erkennt schnell, wann der Vast ungefähr gelegt hat und wie stark er ist. Plähtstellen rühren freilich nicht nur aus der Regezeit des Bodens und auch keineswegs vom Vast allein her. Auch das weibliche Stuch pläht, d. h. es befreit dort, wo es lagern („sitzen“) will, den Boden von der Insekten- und zersetzungsartigen Laubdecke. In zahlreichen Revieren braucht man nicht lange zu suchen, um solche Plähtstellen zu finden.

Dagegen ist das Fegen der Geweihe bei sämtlichen männlichen Cerviden zu beobachten. Ebenso ist das Abwerfen der Geweihe eine Eigentümlichkeit aller Hirscharten (Cerviden), also des Elch, Rot-, Kamm-, Dam- und Rehwildes. Während aber unsere Rotwilde ihre Stangen von Mitte Februar bis Ende März abwerfen, um folglich, wenn auch sehr langsam, wieder frische zu „schieben“, die dann im Juli gefest, d. h. vom „Vast“ (Sautüberzug) befreit und „fertig“ werden, liegt die Abwurfzeit der Rehbocke zwischen Ende Oktober und Mitte Dezember, in der

Hauptphase im November. Demgemäß legt der Vast sein neues Gehörn schon im April und Mai. Abwurfstangen von Hirschen, Schaulern und Böden hat mancher Waldspaziergänger schon gefunden, ohne sich die — für den mit den tausend Geheimnissen des Waldlebens wenig Vertrauten — räffeltaste Erscheinung erklären zu können.

Wir bummeln jetzt eine Waldtrift entlang, die zu beiden Seiten von Wassergraben begrenzt ist. An den Ufern bemerken wir zahlreiche gallertartige Substanzen, über deren Herkunft sich schon mancher den Kopf zerbrochen hat. Die Naturwissenschaftler erklären heute die Gallertmassen entweder als aufgequollene Froscheier, die von Reihern, Krähen, Zittern u. a. ausgespien werden, oder aber als Zitteralgen, die an feuchter Luft aufquellen. Mit Hilfe des Mikroskops läßt sich in jedem Falle feststellen, was man gerade vor sich hat. Denn das eine Mal zeigen sich Blut- und Muskelfaserreste, das andere Mal grüne Algenfäden.

Unser nächstes Ziel ist ein Fichtenstangenort, den wir auf dem schmalen Hirschweg des Försters durchwandern. Mehrere Baldameisenhaufen, das äußere Staatsgebilde dieser eifigen und überaus nützlichen kleinen Erdbürger, die hier bis zu einer halben Million „Einwohner“ beisammen sein können, fallen uns links und rechts unseres heimlichen Weges ohne weiteres auf.

Wir betrachten den Erdboden rings um die Haufen und finden die Fährtenabdrücke eines Rotwilde, der nach dem Ausmaß der Fährte und dem breiten „Schranke“ (Schrittbreite) zehn oder zwölf Enden am Geweihe haben dürfte. Der Hirsch hat mit seinem Geweihe den Ameisenhaufen auseinandergeschlagen, sei es aus Übermut, sei es des warnungswürdigen Geruchs der Ameisensäure wegen, den namentlich das männliche Rotwild schätzt und mit Behagen in den Windfang (Nase) zieht. Daß in der Nähe Rotwild „steht“, beweisen auch die vielen Schälstellen an den Fichtenstangen, die etwa in Schulterhöhe jede vierte oberste Fichte zeigt. Wir sehen deutlich die Zahnspuren, die das schälende Wild hinterließ. Unser Rotwild hat zu gewisser Zeit geradezu das Bedürfnis, dem Wagen die in der harzigen Rinde enthaltenen Gerbstoffe zuzuführen. Das Schalen unseres Rotwilde an Fichten ist erst seit etwa 140 Jahren bekannt. Vor diesem Zeitpunkt kam es gar nicht oder nur selten vor. Es gab eben damals noch genug gerbstoffreiche Weichhölzer im Walde, die heute nur noch vereinzelt anzutreffen sind.

Försterleute, die Jäger und Heger sind, nennen den Fichtenstängel durch unter Rotwild erträglich und tragen mit diesem milden Urteil bei zur Schonung unseres herrlichsten Wildes. Gottlob! Denn für jedermann, der weiß, was uns Deutschen ethisch, ästhetisch und volkswirtschaftlich unsere Wildbestände bedeuten, ist nicht zu viel gesagt mit dem Spruche über den Türen mancher harter Försterhäuser:

Solang noch deutsche Hirsche schreien, Wird auch das Deutsche Reich gedeihen.

Der brennende Berg

Skizze von Magdalene Kind.

Tief unten wirft sich in weitem Schwung die Saar um steile Waldbänge! Auf der Landstraße wandern Häuser, die Schicht haben, den langgestreckten Bergmannsdörfern des Warndt zu. Kühle — davon hängt alles ab, sie ist Herr über das ganze Land. Vater und Vetter haben in den Gruben gearbeitet, Sohn und Enkel denken an nichts anderes.

„Es stehen Schlagwetter im Berg, schon seit mehreren Tagen“, sagte Ludwig Stanglötter, der als Markscheider die Grubenverhältnisse kannte, zu den Herren, die mit ihm bei Philipp Rott auf der Terrasse saßen.

„Schlagwetter“, meinte Berggrat Tiller, „ich glaube nicht daran. Obersteiger Schöffer sagt, der Berg drückt. Alle Stempel stehen schief. Es muß durch Verwerfungen entstanden sein.“

„In Gasthof Menschenhaus ist der Brunnen versiegt“, bemerkte Oberförster Düster, „mit dem Berg ist etwas nicht geheimer.“

Sorgenvoll blickte Stanglötter nach Osten.

Dort ist der „brennende Berg“ zu sehen, ein seit Jahrhunderten unterirdisch glimmendes Kohlenflöz. Aus Klüften und Bergspalten ziehen dünne Rauchfäden. Bei Wetterumschlag „riecht“ man den Berg, wie sie in der Gegend sagen.

Tiller wendete hirschend den Kopf. „Die Kohlenbahn fährt ja nicht! Der jahrelangmähige Zug aus dem Fichtal wäre längst fällig.“

„Erdfenklungen gefährden seit mittags die Geleise.“

In der ganzen Gegend herrscht Unruhe. Wie viele Menschen auf der Landstraße stehen! Was geht unter Tag vor? —

Oberförster Düster machte noch denselben Abend eine sonderbare Entdeckung. Auf seinem Reviergang kam er an einer Bachquelle vorbei. Da sah er, daß die Quelle in einem frischen Erdbloch verschwand. Düster beugte sich über die Öffnung — in der Tiefe war ein starkes Brausen zu hören. Durch Lageveränderungen im Gestein mußte sich ein Wassereintritt ereignet haben, der schon die Berglehle füllte bis zu dem glimmenden Flöz. Das ganze Tal konnte über Nacht versinken!

Das Gerücht von unterirdischem Wassereintritt beschäftigte sich. Nicht bei der Rottischen Steingrubenfabrik war ein Erdtrichter entstanden, in dem Grundwasser kieg. Plötzlich sank der Wasserpegel um zwei Meter, während anhaltendes unterirdisches Donnern zu hören war.

Auf Sohle drei der Rottischen Concordia waren sie den Daud und die Erschütterung deutlich. Obersteiger Schöffer hielt nach der Uhr. Dreizehn Minuten vor Elf.

Schöffer beginnt vorsichtig mit geübten Schlägen das Gestein abzuklopfen — jetzt! Ein kaum hörbares Knistern, ein ganz eigentümlich zischender Laut, der stärker wird — Der Obersteiger hebt die Grubenlampe hoch. Ein bläulicher Lichtkreis, der gezeichnete „Todesring“, ist um die Planne zu sehen: Schlagende Wetter! — „Sinaus!“

Die anderen wissen genug. Das verweilte Flüchten vor dem Tod unter Tag beginnt. So ist schon mancher von ihnen um das Leben geraunt, und niemals hat die Welt draußen etwas erfahren von der verweilten Flucht durch den Berg. Erst als der Förderkorb mit ihnen hochsaust, kommen sie zu Bewußtsein. Gerettet! Hinter ihnen jagt der Tod den Stollen.

„Heute morgen ereignete sich Schlagwetter auf Sohle drei der Rottischen Concordia. Die Belegschaft konnte sich retten“, stand in den Zeitungen. —

„Der brennende Berg ist erschossen!“ flieg die unheimliche Nachricht durch das Tal, taumelt in alle Häuser, reißt die Menschen aus den Stuben, jagt sie auf die Straße.

Stanglötter raucht eine Zigarette nach der anderen, um seine Erregung zu dämpfen. Er kennt die furchtbare Gefahr für das dichtbesiedelte Tal über und unter Tag, aber er weiß keine Rettung.

Das Erdbloch, in dem die Quelle verschwand, hat sich luftartig erweitert — das sieht er mit Schrecken. Stanglötter tritt die fortgeworfene Zigarette achlos aus.

Der volle Mond glüht wie eine Kupferscheibe. Das Rot breitet sich aus. Blut quillt dunkler durch die Nacht —

Da schreit die Sirene auf der Feste: Schaurig klingt es in der von Geräuschen gepeinigten Nacht: Waldbrand! — Der starke Abendnebel hat den Rauch verborgen, bei steigendem Mond kommt er frei und mit ihm die Flammen.

Panische Flucht beginnt aus den Bergmannsdörfern nach der Stadt. Die Nachricht verbreitet sich, der Wald über dem „brennenden Berg“ steht in Flammen und zieht einen Feuergürtel um das Tal.

Bei Sonnenaufgang endlich steht der Brand. Zweihundert Morgen Forst sind vernichtet, aber das Feuer bedeutete Rettung für die Menschen. Denn über Nacht hatte sich das Tal selbst verändert. Überall flachte der Boden, alle Häuser zeigten Risse. Das Rottische Wohnhaus war zum Teil eingestürzt.

Oberförster Düster schritt die ganze Brandstätte ab, bis er bei der verfunkenen Quelle fand, was er suchte. Hier hatte der Brand schon begonnen. Trotzdem zeigte nicht die geringste Spur, daß Stanglötter den Wald geortet hatte, um die Menschen im Tal zu retten.

Laune

Die ältere D



Ein wenig Sch

Wie siehst

Man hat
Haaren! Weso
Haare entwede
Sonne strohig
aber durch vie
viel zu schnell
sich Strähnen
soll man ja da
Dazu ist zu
gende Sonne n
Kopfboden gesu
maß. Man sch
leichte Hüte tr
viel ungeschü
ausseht. Wal
kappen sollen
werden, denn
zum Kopf und
übrigen darf n
alle drei Woch
man anschließe
nur den Haarb
handelt. Man
feder oder ein
teilt das Haar
Täglich, m
bestens fünf M
gebot. Man
„gegen den St
ders zuträglich
Kopfbaut mit d
Heilmittel. U
des Saarboden
haben und m
werden.

Seine Dan
unterlegt man
dann hält sie

Bänder an
reißten sehr le
gute Bänder. I
nur ein mit V
bringen und a
So lassen sich
waschen und e

Was rät der

Wald nach
Pflanze stellt
steigt nicht sel
vier, fünf St
teren Sympt
Krämpfe, Zu
schweren Fäll
eines Tages
sicherste Gege
einigen Trop
dann bereitet
und reicht i
Auch schwarz
und der Kopf
erscheint, mit

* MODE UND HEIM *

Launen der Mode

Die ältere Dame — gut angezogen!



Gerade die ältere Dame sollte sehr auf ihr Äußeres halten und auch in ihrer Kleidung nicht auf Schönheit und modische Linie verzichten. Es muß nicht „der letzte Schrei“ sein, den sie mitmacht, wohl aber eine geschmackvolle Angleichung an die herrschende Modierichtung. Die ältere Dame wird Wert auf vorzügliche Stoffe legen, denn ihre Kleider sollen länger halten und werden nur gelegentlich durch eine entsprechende Garnitur modisch verändert. Sehr tadellos ist das dunkelgrüne, ganz schlichte, schlanke Mantelkleid mit langem Ärmel, das hoch am Hals schließt und mit einer zierlichen weißen Plisseerüsche belebt ist. In Weinrot ist das mittlere Kleid gehalten, das — entsprechend der stärkeren Figur — auf einen Gürtel verzichtet und durch guten Rockschnitt und Verbreiterung der Schulterpartie (Weinrot und weißgestreifte Bluse mit durchgeschlungenem und übergelegtem Schal) einen schlanken Eindruck bewirkt. Als Nachmittags- und Abendkleid für die ältere, stärkere Dame ist ein Samtkleid im Kostümschnitt mit reicher Plisseegarnitur und weißem Westeneinsatz sehr kleidsam und vorteilhaft.

Unser Kind lernt laufen und der Laufgürtel hilft dabei

Nichts ist gefährlicher für das Kleinkind, als der Ehrgeiz der jungen Mutter, der Baby so bald als möglich laufen sehen möchte. Die Mutter soll lieber das Aufstehen des Kindes unterbinden als unterstücken. Krumme Beinchen, verkrümmte Schultern und schwaches Rückgrat, die meist die Folge vorzeitigen Laufens sind, hinterlassen auf lange Jahre, wenn nicht auf Lebenszeit, gesundheitliche Schäden.

Im Laufgürtel wird das Kleinkind, wenn man es sich und seinem Tätigkeitsdrang überläßt, bald beginnen, sich am Gitter aufzurichten. Das Kind übt das neue Spiel, setzt sich nieder, ruht aus und beginnt von neuem. Diese natürliche und gesunde Vorarbeit des Laufens darf man dulden, nicht aber durch Ermunterung das Kind zum Freilaufen anhalten.

Ist das Kind soweit sicher auf seinen wackligen Beinchen, daß es mehrere Schritte hintereinander machen kann, so beginnt man, es im Laufgürtel zu führen. Ungefähr und schädlich ist es für das Kind, an der Hand der Erwachsenen geführt zu werden. Stets kann man solche unglücklichen kleinen Geschöpfe beobachten, die von verständnislosen Pflegepersonen mitgezerrt werden. Kriechhaft sind die Erwachsenen neben dem Kind, der kleine Arm wird fast ausgerenkt, der ganze, winzige Körper hängt schräg an dem führenden, zickenden Arm, und von einer Kräftigung der Beine oder einem sinnvollen Gehen kann keine Rede sein.

Der Laufgürtel verhindert alle diese Schäden; er sorgt auch dafür, daß das unsichere Kind nicht fällt. Es geht dabei nicht um schmutzige Händchen und verdorbene hübsche Kleider, es geht vielmehr darum, daß das Kleinkind sich nicht ernstlich verletzen soll, daß es keine entstellenden, aufgeschlagenen Nasen und Lippen, geschundene Knie und so fort geben soll. Der Laufgürtel besteht aus festem Band, Leder- oder Lederstreifen. Ein breiter, fester Gürtel wird um die Brust gelegt, zwei gleiche Streifen gehen davon aus über die Schultern des Kindes und laufen hinten am Rücken zusammen. Dort wird der Gürtel verschürzt — was die Erweiterung und Verengung des Laufgürtels ermöglicht — oder mit festen Haken geschlossen. Ein richtiger Karabiner schließt dort die „Leinen“, das Band oder den kürzeren Lederriemen an, an dem das Kind geführt wird.

Für das Kleinkind ist die breite Leder- schlaufe am praktischsten, die die Begleitperson über die Hand streift und damit das Kind vollkommen sicher führen kann. Je sicherer das Kind wird, um so länger und lockerer kann man die „Leinen“ lassen. In jedem Falle ist bei diesem Verfahren für das Kind wie für die führende Person keine unnatürliche und ungesunde Haltung geschaffen. Das Kind hat außerdem die Händchen zum Spielen und herumzappeln frei und wird wesentlich mutiger und freudiger in die Welt hineinstrampeln als an der gerrenden Hand des Erwachsenen.

Ein wenig Schönheitspflege:

Wie siehst du um den Kopf aus?

Man hat so viele Sorgen mit den Haaren! Besonders im Sommer, wo die Haare entweder unter dem Einfluß der Sonne strohig und trocken werden, oder aber durch vieles Baden und Schwitzen viel zu schnell fetten, so daß man mit häßlichen Strähnen herumläuft, denn allzu oft soll man ja das Haar nicht waschen!

Dazu ist zu bemerken, daß die heißbrin- gende Sonne natürlich auch dem Haar und Kopfhaut gesund ist, doch nicht im Übermaß. Man schont das Haar, wenn man leichte Hüte trägt und den Kopf nicht zu viel ungeschützt den sengenden Strahlen aussetzt. Wasser- und luftdichte Bade- kappen sollen so kurz wie möglich getragen werden, denn sie hindern den Luftzutritt zum Kopf und schädigen das Haar. Im übrigen darf man im Sommer das Haar alle drei Wochen waschen, vor allem, wenn man anschließend daran den Haarboden — nur den Haarboden! — mit reinem Öl be- handelt. Man bedient sich dazu einer Vogel- feder oder eines sehr feinen Pinsels und teilt das Haar in schmale Scheitel auf.

Täglich, morgens oder abends, min- destens fünf Minuten Bürsten ist ein Haupt- gebot. Man kämmt und bürstet auch „gegen den Strich“, was dem Haar beson- ders zuträglich ist. Häufiges Waschen der Kopfhaut mit den Fingerspitzen ist ein gutes Heilmittel. Überreiche Fettabsonderungen des Haarbodens können krankhafte Ursachen haben und müssen dem Arzt vorgeführt werden.

Ernährst du „ihn“ richtig?

Was braucht der geistig, was der körperlich arbeitende Mann?

Bei der Zusammenstellung des Küchen- getzeils muß die Frau nicht allein Rücksicht auf ihre Haushaltstasche nehmen, sondern vor allen Dingen auf — den Verstand ihres Mannes! Er als Ernährer der Familie muß seinerseits so ernährt werden, daß seine Leistungsfähigkeit stets auf der Höhe er- halten bleibt und seine Kräfte ergänzt und erhalten werden.

Ob Fleischkost, vegetarische Küche oder zu gleichen Teilen gemischte Kost gepflegt wird, entscheidet der Mann meist selbst und richtet sich dabei nach seiner Veranlagung. Vom medizinischen Standpunkt aus gesehen, unterstützt die Fleischnahrung die Schaffens- kraft des geistigen Arbeiters weit weniger, als häufig angenommen wird. Wichtigere Stoffe für den geistigen Arbeiter finden sich beispielsweise im grünen Salat und in mit viel Schnittlauch zubereiteter weißer Käse. Der geistig arbeitende Mann verleiht sich oftmals nur auf die Fleischkost, weil „in der Genuß von Fleisch weniger ermüdet, wie es beispielsweise gemischte Gasthauskost tut. Er weiß nicht, daß hier vor allem die Zufuhr, die mahligen Kartoffeln, die mit viel Mehl gebundenen Tunten, die Mehlspeisen und Backwaren seinen Magen belasten. Diese Nahrungsmittel werden die kluge Hausfrau dem Mann nur in kleinen Dosen reichen, während die Gemüse- und Obstzufuhr gar nicht reichlich genug ausfallen kann.

Der körperlich arbeitende Mann hin- gegen kann auf viel Brot, Kartoffeln und fettes Fleisch — Speck vornehmlich — nicht verzichten. Natürlich darf nicht der Fehler begangen werden, aus falsch angewandeter Sparamkeit nun alle Zufuhr so kurz kommen zu lassen, daß sie fast ganz fortfällt. Denn auch der körperlich arbeitende Mann braucht die Ergänzungsmittel, die Salate und Gemüse, Früchte und Fruchtstücke ent- halten. Man wird gut tun, hier ständig ab- zuwechseln und einen Überblick zu behalten, damit keine der Ernährungsmethoden übertrieben wird.

Der nervöse Mann braucht ganz be- sonders gepflegte Ernährung. Magerkeit und Heißhunger — beides kann Ausdruck der Nervosität sein und muß behandelt werden. Auf reine Feite, Öl und Butter, kann auch der zur Heißhunger neigende nervöse Mensch nicht verzichten. Diese Ernährungsmittel aus dem Speiseplan auszuschalten, biete den Nervösen körperlich schädigen. Wert- volle Dienste leisten bei gemischter Kost, bei der nach Möglichkeit Gemüse, Obst und Salate in mannigfaltiger Form vor dem Fleisch bevorzugt werden sollte, geriebene süße Mandeln, auch gehackte Walnüsse. Es

sind dies beides nicht nur gute Nährstoffe für das Gehirn, sie üben auch ausgesprochen beruhigende Wirkung aus. Die kluge Frau wird daher Mandeln und Nüsse, falls der Herr und Gebieter ihren Genuß strift ab- lehnt, in versteckter Form in Speisen ver- wenden. Für starke Raucher, die über Herz- beschwerden und Schlaflosigkeit klagen, ist der gepreßte Saft einiger Apfelsinen ein wunderbares Heilmittel. Morgens und abends ein Glas davon genossen, bewirkt schon nach kurzer Zeit auffallende Besserung des Befindens.

Kleines Küchenlexikon

Abziehen heißt, eine Tunkle oder Suppe mit einem Eigelb verbessern und dick- licher machen, nachdem das Eigelb mit etwas Milch, Fleischbrühe oder Sahne und Gewürz verrührt ist.

Apfelpfist ist das säuerliche Gelee, in dem man Fleisch- oder Gemüsegerichte zum kalten Genuß einlegt.

Blanchieren heißt, Gemüse, Fleisch oder Hülsenfrüchte sowie Reis in heißem Wasser abkochen lassen.

Carré ist das Rippenstück von Kalb oder Hammel.

Farce ist eine, meist pikante Füllung für Fisch, Fleisch, Krautrollen, Vorgerichte.

Glücken — feine Kunst

Allerhand praktische Hinweise

Feine Damenwäsche, die dünn wird, unterlegt man mit Lüll vor dem Stopfen, dann hält sie noch lange tadellos.

Bänder an Damenwäsche, Schulterträger reifen sehr leicht ab und beschädigen die gute Wäsche. Man soll daher im Wäschestück nur ein mit Band unterlegtes Knopfloch an- bringen und an die Bänder Knöpfe nähen. So lassen sich die Träger leicht befestigen, waschen und auswechseln.

Was rät der Hausarzt bei

Diztergiftung

Nach dem Genuß der schädlichen Pilze stellt sich Schüttelfrost ein, das Fieber steigt nicht selten außerordentlich hoch, nach vier, fünf Stunden zeigen sich schon die wel- teren Symptome einer Vergiftung, wie Krämpfe, Durchfall, Leibschmerzen. Bei schweren Fällen kann der Tod innerhalb eines Tages eintreten. Das erste und sicherste Gegenmittel ist eine tüchtige Por- tion Rizinusöl. Ein Eßlöffel wird mit einigen Tropfen Zitronensaft vermischt, dann bereitet man dunklen, ungesüßten Tee und reicht ihn dem Kranken hinterher. Auch schwarzer Kaffee kann angeboten und der Kopf, bis der eilig gerufene Arzt erscheint, mit Eistüchern gekühlt werden.

Wäscheknäpfe halten viel länger, wenn man einen kleinen Stiel annäht und ein Stückchen Band oder einen kleinen Gegen- knopf befestigt.

Zerrissene Schultern an Herrenhemden stift man sorgfältig mit einem Teil des rückwärtigen Hemdes und ersetzt dort das Fehlende durch ähnlichen oder weißen Stoff.

Große Löcher in Handtüchern werden mit einem Stück Mullbinde oder Verband- gaze unterlegt und dann gestopft. Das er- leichtert ungemein die schwierige Arbeit.

Gummizüge stets wieder ein- und auszu- trennen erübrigt sich, wenn man ein Ende des Gummibandes zur Schlinge näht und am anderen einen entsprechend großen Knopf befestigt. Man braucht nun den Gummizug immer nur einzuziehen und durchzuknöpfen.

Dünn gewordene Bettlücken werden in der Längsrichtung mittig durchgeschnitten, die Außenkanten mit der Hand zusammen- genäht und die neu gewonnenen Kanten um- säumt.

Trennstellen in empfindlichen Stoffen besucht man mit Krauseminzinktur; sie verschwinden dadurch völlig. Bei sehr hart- näckigen Fällen wiederholt man das Ver- fahren.

Handgearbeitete Kinderausstattung

Die Handarbeiten sind wie- der zu Ehren gekommen — kein Wunder, daß die Mütter vor allen Dingen die Aus- stattung ihrer Kleinen selbst arbeiten wollen. Das lange Trägerkleidchen wird mit lustigen, zarten Punktmustern bestickt, reizende Schnitte für praktische Spielhäuschen er- möglichen kleinen, wirkungs- vollen Zierat durch maschen- te Buntstickerei. Häubchen und Lätzchen mit Weißstickerei oder — sehr elegant — mit Hohlkämmen sind ganz ent- zückend. Ganze Babygarnitu- ren einschließlich einer passen- den, wärmenden Flaschenhülle werden gehäkelt, und gehäkelt und gestrickt sind die farb- frohen, warmen Kittelchen für die Zwei- bis Vierjährigen, die jetzt in den Übergangs- lagen daran besondere Freude haben.

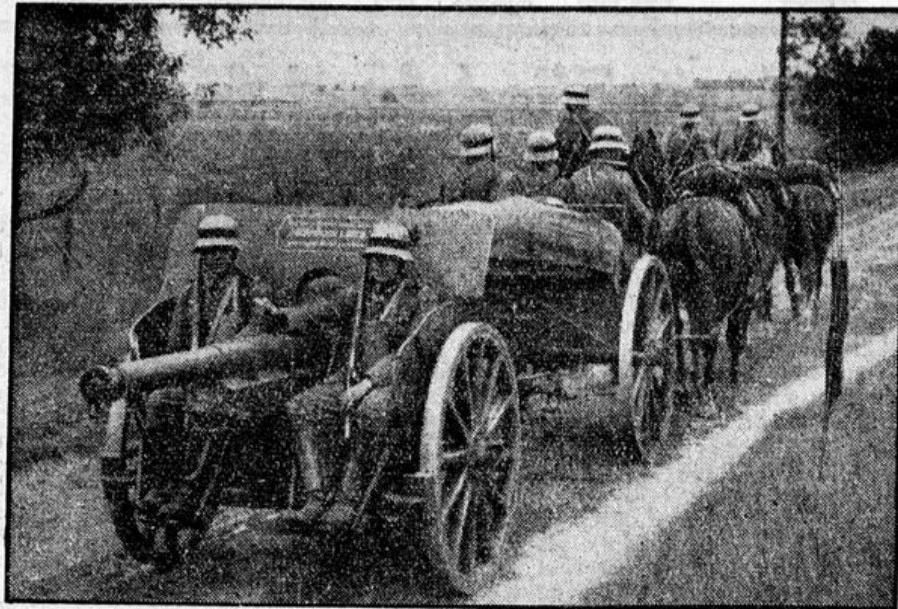
Das praktische Heim



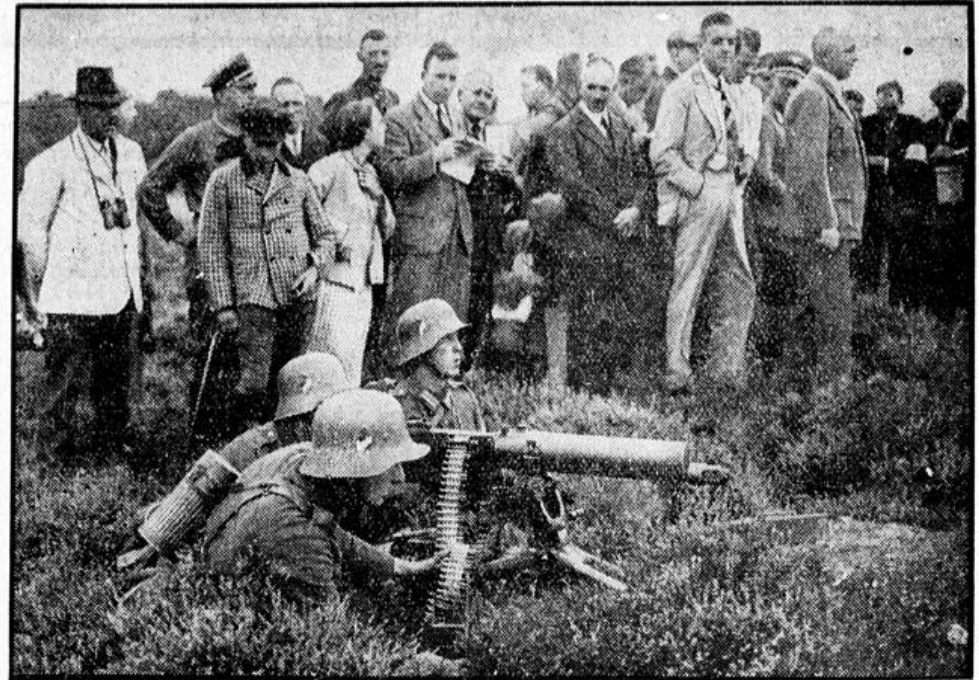
*

Bilder aus aller Welt

(Bilderdienst: Deutsches Nachrichtenbüro)



Die großen Herbstmanöver bei Celle
Artillerie geht auf einem Feldweg vor. Auf dem Geschütz steht folgende Inschrift:
„Auf dieser Lafette wurde Hermann Löns zur letzten Ruhe gefahren.“



Von den Herbstübungen des 6. Armeekorps.

Schlachtenbühnen beobachten aufmerksam einen Maschinengewehrtrupp in Feuerstellung. Eine Aufnahme von den Herbstübungen des 6. Armeekorps, die heute im Raum von Lüneburg — Soltan — Celle begannen.

Bild links:

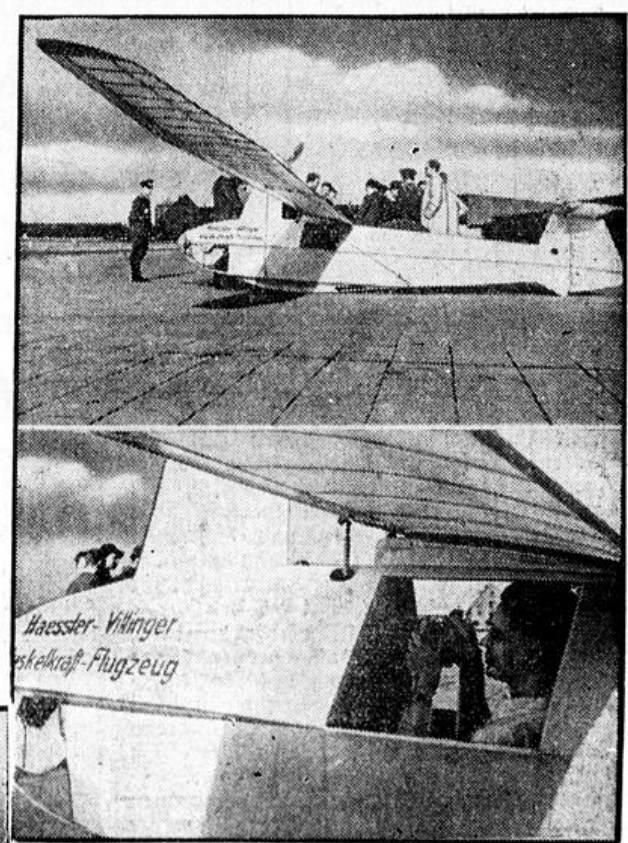
Zanzibar in der Straße

In der Brachstraße Via dell' Impero in Rom wurde von den vom Mandat zurückkehrenden Truppen eine große Parade veranstaltet.

Bild unten:

Neuland aus dem Meer

Blick auf den Adolf-Hitler-Koog, im Vordergrund der Thingplatz. Mit der Eindeichung des Kooges, der durch den Führer eingeweiht wurde, ist eine Neulandfläche von mehr als 1300 Hektar an der Westküste Schleswig-Holsteins geschaffen worden.



Der erste Flug durch Menschenkraft geblüht

Der Pilot Dünneil startete auf dem Flugplatz Reibrod bei Frankfurt a. M. zum ersten Flug durch eigene Muskelkraft in einem von den Diplomingenieuren Haeßler und Willinger konstruierten Flugapparat. Beim ersten Start legte er 195 Meter in einem Meter Höhe über dem Erdboden zurück und steigerte beim zweiten Versuch seine Flugleistung auf 235 Meter. Oben: Das Flugzeug nach dem gelungenen Versuch. Unten: Pilot Dünneil in der Kabine seines Apparates.

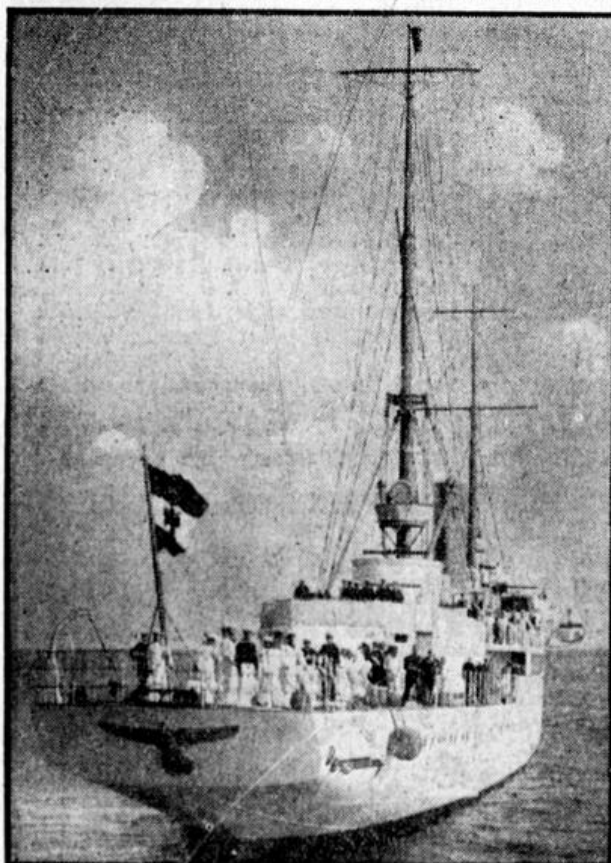


Bild links:

Ein neues Schiff der deutschen Kriegsmarine

„Wiso „Grille“, das neue Schiff der Kriegsmarine, dient Admiralitäts-Übungsreisen und Navigations-Befehlungsfahrten und hat außerdem die Aufgabe, für das Staatsoberhaupt gelegentlich von Befehlungsreisen zur Verfügung zu stehen. Es ist 115 Meter lang, 13,5 Meter breit und hat einen Tiefgang von 3,43 Meter



Bild links:

Der Mann, der die Welt überraschte.

Der engl. Industrielle Frank B. Bidett, der die Verhandlungen für den Pachtvertrag zwischen Kaiser Haile Selassie und der engl.-amerikan. Delgesellschaft führte.

Bild rechts:
Anwetter über England.

Schwere Gewitter, die sich über die Küste von Kent entluden, führten besonders in der Umgebung von Rochester große Überschwemmungen herbei.



Er schaffte 484 Kilometer in der Stunde!

Der englische Rennfahrer Sir Malcolm Campbell stellte auf der Rennstrecke bei Salt Lake City in Amerika einen neuen Weltrekord für Automobile auf und brachte es dabei auf ein Stundenmittel von 184,621 Kilometer.

Kl

Der Jungbauer helfen paar Kameraden umherstreift, he der Bauer meides Gesicht im Blut von e alle Stadtkinder teilnehmen.

Aber nun entdeckt, einen halbe Brack. Tunge es wieder Feierabend das kleinen Inseln wartet. Der Bauer ihn gehen Leicht klaff der Tunge nu ins Wasser sch Holt, von Tere Es ist noch he fliegt er die einanderfliegen Mensch noch je der Tunge sein gestreckten Spie

Spiegel zwischen schiebt. Hier m Der Nachen figh muß hinausste plant und sp ein paar Enten paar Ruderfisch langsam, lang Strömung vor hin bis zum e Freund wieder Wasser ein, tr Aber durch d geworden. Zei sich plötzlich öf stelle frei gibt, aber deutlich s Blumen sich vo lung der Bäu plötzlich im Un aus, rötlich s Lichter des v Tunge greift e dreht sich ein ein Geräusch g Seiten, aber da und so wird i Schritte in das Da — klaff, der Bod ve

Zusammenschl versenkt wu Ruder wieder Bauern, bei d Tage wohnen i die ersten Ste mit dem grasf liegenlassen, m betreten haben Tunge springt

Nicht groß Bauern Obstg zu stehen, die was sollten

♦♦♦♦♦

a	b
8	
7	
6	
5	
4	
3	
2	
1	

Kontroll
(7 Figuren): K
b 5, e 5, Ba
(2 Figuren): K

Mein Freun
lich etwas, wa
einem Schiefl
fante auf dem
lich statt. Als
aufforderte, h
Brieftasche ein
mir zeigte. I
Kugelloch, un
durch diesen V
Bereits gewor

Spielplatz der Jugend

Kleine Wasserfahrt / Erlebnis aus dem Landjahr

Der Junge aus der Stadt, der seit Ostern beim Bauern helfen darf und sich gern allein oder mit ein paar Kameraden aus dem Landschulheim auf dem Hof umhertreibt, hat in der Ernte tüchtig Hand angelegt, und der Bauer meint, entweder hätte der Junge ein besonderes Geschick für die Landwirtschaft oder es muß ihm im Blut von einem der Vorfahren her liegen, denn nicht alle Stadtkinder zeigen sich so anständig, geduldig und annehmend.

Aber nun hat der Junge ein Boot in einem Schuppen entdeckt, einen „Seelenverführer“ nennt der Bauer das halbe Brack. Doch mit dem Knecht zusammen hat der Junge es wieder festlich bekommen, und nun wird der Feiertag damit zugebracht, den See mit den vielen kleinen Inseln abzufahren, ob irgendwo ein Abenteuer wartet. Der Junge kann schwimmen, und so läßt der Bauer ihn gewähren.

Leicht flutschen die kleinen Wellen an den Rachen, den der Junge nun über das vom Abenddau feuchte Gras ins Wasser schiebt. Ein Geräusch von feuchtem, frischem Holz, von Teer ist da, der aufregend in die Nase steigt. Es ist noch hell, und als der Junge leise hinausgleitet, sieht er die Fische wie bunte Schatten eifrig aus- und einanderfliehen. An schiffigen Inseln vorbei, welche kein Mensch noch je befahren hat, wie er sich einbildet, rudert der Junge sein Fahrzeug über den See nach der langgestreckten Spitze, die sich schimmernd und still wie ein Spiegel zwischen die schwarzen Klüften des Waldes schiebt. Hier mündet der breite, feuchte Bach in den See. Der Rachen flutet bald mit der Spitze fest, und der Junge muß hinausschleichen und ihn wieder flottmachen. Dabei plant er und spricht er, und aus dem stillen Schiff fliehen ein paar Enten hoch, eine Aite mit ihren Jungen. Ein paar Ruderfische, und nun läßt sich der Junge ganz langsam, langsam treiben — es ist nur eine schwache Strömung vorhanden, die der Bach durch den See fließt —, hin bis zum entgegengesetzten Ufer, wo er den großen Felsen wieder verläßt. Der Rachen nimmt ein wenig Wasser ein, trotzdem ein Eimer Bach verbrannt wurde. Aber durch die Hitze ist das Holz wohl sehr trocken geworden. Leise gleitet das Boot an Schiff entlang, das sich plötzlich öffnet und den Blick auf eine sandige Uferstelle frei gibt. Es ist nun schon recht dämmerig geworden, aber deutlich sieht der Junge die weißen Fiedel der Aizenblumen sich vom Wasser abheben, das durch die Spiegelung der Bäume fast schwarz aussieht. Da raschelt es plötzlich im Unterholz am Ufer — ein Rehbock tritt heraus, rötlich schimmert seine Decke auf, da er ein paar Lichter des verblühenden Abendrotes empfängt. Der Junge greift ein paar schwankende Rohrhalme, das Boot dreht sich ein wenig und liegt fest. Der Bock hat wohl ein Geräusch gehört, wirft den Kopf auf, schert nach allen Seiten, aber das Boot liegt still, der Junge rührt sich nicht, und so wird das Bild wieder vertraut, tritt ein paar Schritte in das flache Wasser und tut lange, durstige Züge. Da — klatsch, fällt ein Riesen über Bord... im Nu ist der Bock verschwunden, und das leiser werdende Zusammenklappen der Büsche zeigt an, daß er endgültig verschluckt wurde. Der Junge aber ficht mühsam sein Ruder wieder auf und begibt sich auf die Heimfahrt zum Bauern, bei dem er, weil ja doch Ferien sind, ein paar Tage wohnen darf. Nun steht schon der Mond am Himmel, die ersten Sterne glänzen auf. Aber da, die kleine Insel mit dem grauen Rand, die kann man nicht so unbeachtet liegenlassen, man muß wenigstens ihren Boden einmal betreten haben. — Und schon landet das Boot und der Junge springt ans Ufer.

Nicht groß ist das Inselchen, nicht größer als des Bauern Obstgarten. Aber wie schön ist es, auf einer Erde zu stehen, die vielleicht noch kein Fuß betreten hat; denn was sollten „Erwachsene“ wohl hierherüber, wo es

nichts zu säen und zu ernten gibt? Aber da steht der Junge plötzlich vor einem kleinen Schuppen, die Tür ist halb zerfallen. Das Herz fängt an zu klopfen. Ist dies das Abenteuer? Das muß erlebt werden! Beim Öffnen fällt die Tür völlig aus den Angeln. Ein lechter Rucksack durch die offenen Fensterlücken zeigt eine Art Pfeilscheibe und verchiedenes Angelgerät, nebst nicht erkennbaren aufgeschauelten Lumpen in einer Ecke — vielleicht sind es Rege. Wer hat hier früher gerudert, wer hat hier geangelt und gefischt? Der Junge geht nun zum Boot zurück, geladen mit Fragen, die auf den Bauern niederprasseln sollen. Aber als er zu seinem Boot kommt, sieht er, daß es unmöglich ist, über den See zu rudern; das Fahrzeug ist voller Wasser. Soll er hier übernachten? Aber man würde sich um ihn ängstigen. Der Junge zieht sich aus und steigt in den See.

Lau vom heißen Tag ist das Wasser, fällt bald tief ab, und als sich der Junge kräftig vom letzten mit den Beinen erschlachten Grund abflößt, trägt es herrlich. Viel weiter scheint das Ufer so, wenn man die Augen dicht über dem Wasser hat. Und nun muß er auch noch einen Bogen machen, denn da ist eine Stelle mit schwimmendem Tang — der Wasserpiegel ist ganz trüb davon. Aber nun leuchtet draußen ein Licht auf, das ist der Hof, und ein paar Töne der Ziehharmonika, die Anders so schön spielen kann, klingen herüber. Der Junge wirft sich auf die Seite, und mit starken Kraußtößen bezwingt er die Strecke zum Ufer. Da, unter dem Holunderbaum, sitzt Anders und spielt, nicht ihm zu, wie er trübend aus dem Wasser steigt,

spielt weiter. Der Junge rennt ein wenig fristernd zum Haus, ruft in die Spaltbreite geöffnete Tür sein „Gute Nacht“ und denkt, als er oben in seiner schmalen Kammer liegt, die nachher Anders mit ihm teilen wird, wie gut das Leben hier ist. Vor zwei Jahren die Ferien in Scheveningen in gebügelter Anzüge auf der Kurpromenade mit den Erwachsenen, die Krummstiel mit ihren Schlagern... „Hofenstod, Holzerblut...“ tönt unten von Anders Ziehharmonika her.

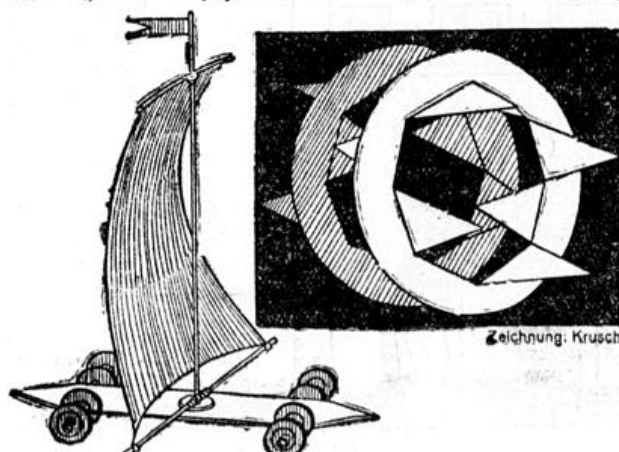


Kleine Wasserfahrt. (Wagenborg.)

Am andern Tage erzählt ihm der Bauer von seinem Großvater, der leidenschaftlicher Angler war. Und er verspricht dem Jungen, daß er den kleinen Schuppen wieder ins Land setzen darf und das Angelzeug benutzen kann; die Insel soll sein richtiges Eigentum werden...

Allerlei Bastelei

Zum Zeitvertreib im Freien — ohne viel Arbeit. Heute wollen wir euch ein paar Anweisungen für Spiele geben, die sich leicht und billig sowohl von Jungen



wie von Mädchen herstellen lassen und draußen im Freien gut zu gebrauchen sind.

Das Windrad.

Ein bißchen forsächtig muß man vorgehen, wenn man ein Windrad herstellen will. Und mit einem Windrad ist es noch gar nicht getan, wenn man Wettrennen austragen will, muß man mehrere haben. Also eine Arbeit für einen Regentag. Zwei Pappscheiben von 12 Zentimeter Durchmesser ergeben die Grundlage. Karbiger Karton ist sehr gut dazu geeignet. Acht strahlenförmige gleichgroße Einschnitte ergeben — wie ihr auf dem Bilde seht — acht spitze Ecken, die abwechselnd nach

beiden Seiten hin umgebogen werden. Dann werden beide Scheiben zusammengefügt.

Das Windschiff.

Wenn ihr euch in den Ferien an der See mit eurem schönen Schiff nicht sattgespielt habt, dann fertigt euch ein Windschiff an, das mit seinen Rädern aus Garnrollen, seinem Schiffskörper aus Spanholz oder Karton und seinem Segel ganz nette Schnelligkeiten erreichen kann, wenn der Weg eben und gut ist.

Aus aller Welt

Heuschrecken im Gemüseladen.

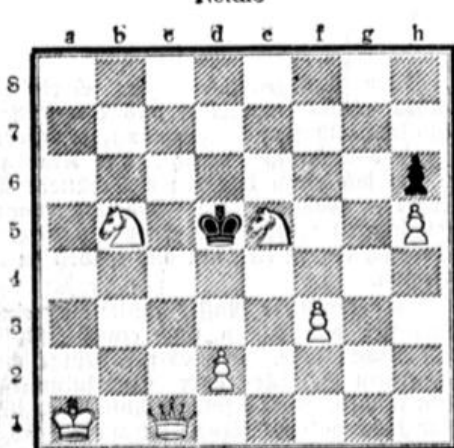
Gewaltige Schwärme von Heuschrecken überfielen die Hauptstadt von Burgund, Dijon. Nicht allein, daß sie den Verkehr störten, sie vernichteten auch in wenigen Augenblicken die Gemüse- und Blumenvorräte auf dem Wochenmarkt, verzehrten alles, was an Vorkonserven aufzutreiben war und plünderten sogar die Gemüsegeschäfte. Man rief überall die Feuerwehr zu Hilfe, die aber machtlos blieb, denn die Insekten fraßen sofort Löcher in die Gummischläuche. Nach einigen Stunden zog die Plage wieder ab, nachdem sie Schaden von mehreren hunderttausend Franken angerichtet hatte.

Überraschende Strafmandate.

Zu einem eigenartigen Schritt hat man sich in Dänemark entschlossen, um einer Unsitte zu steuern, die auch in anderen Ländern leider recht bekannt ist. In allen Lebenswürdigkeiten, Aussichtstürmen usw. suchten Beamte die Krügeleichen, welche außer dem Namen auch die Adresse des Besuchers auf den Wänden verewigten. Diesen Verunreinigern wurden Strafmandate oder Verwarnungen geschickt, die mit höchstem Erschauer aufgenommen, aber zum großen Teil bezaßelt wurden. Eine Warnung für alle, die ihren Namen als Zierat unbedingt anbringen zu müssen glauben.

Schachaufgabe

Netze



Matt in drei Zügen

Kontrollstellung: (9 Figuren). Weiß (7 Figuren): König a 1, Dame c 1, Springer b 3, e 3, Bauer d 2, f 3, h 3. Schwarz (2 Figuren): König d 5, Bauer h 6.

Der Schützenkönig.

Mein Freund Lehmann erzählte mir neulich etwas, was wirklich überaus lustig war. Er war einem Schießklub beigetreten. Die Zusammenkünfte auf dem Schießplatz fanden allwöchentlich statt. Als er, mich zu einem Spaziergang aufforderte, holte er unterwegs aus seiner Brusttasche eine kleine Schelbe heraus, die er mir zeigte. Im Zentrum befand sich ein Augelloch, und mit Stolz erzählte er, daß er durch diesen Meisterstich Schützenkönig seines Vereins geworden sei. Der Schützenklub schien

überhaupt an ihm ein eifriges Mitglied zu haben. Bei späteren Spaziergängen erzählte ich, daß er keinen Schießtag veräume, und wieder einmal Schützenkönig der Woche geworden war. Er erzählte mir auch, daß einige Mitglieder seines Vereins im Vorjahr beim Bundeschießen Preise errungen hätten. Er hoffe nun, daß er beim nächsten Bundeschießen seinen Verein vertreten werde. Er hatte berechtigten Grund zu dieser Annahme; denn die früheren Abgeordneten des Vereins hatten in ihren Schießleistungen stark nachgelassen, während er immer häufiger Schützenkönig wurde.

Durch mehrere Reisen dauerte es fast ein Jahr, bis wir uns wieder zu einem Spaziergang zusammenfanden. Ich fragte meinen Freund, der mir gar nichts von seinem Schießsport erzählte, wie es damit stünde. Er erklärte mir, daß er nicht mehr Mitglied des Vereins sei. Er habe schon vor dem Bundeschießen die Absicht gehabt, auszuscheiden und habe es getan, als man ihn trotz seiner guten Schießleistung nicht zum Vertreter des Vereins zum Bundeschießen bestimmte.

Worin war diese anscheinend überaus Empfindlichkeit meines Freundes begründet?

Silbenrätsel.

a be be e em ge lach lau laut ma nams ne net aut ra re spel te ter ti va vil wöl.

Aus vorstehenden 23 Silben bilde man neun Wörter, die folgende Bedeutung haben: 1. Stadt in Ägypten, 2. weiblicher Personenname, 3. Werkzeug, 4. asiatisches Land, 5. Apfel, 6. andere Bezeichnung für Entschädigung, 7. Naturerscheinung, 8. mathematische Fläche, 9. Stadt in Schottland. Sind die Wörter richtig gebildet, ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben, beidermal von vorn nach hinten gelesen, ein Zitat von Richard Wagner aus dem Rheingold.

Kreuzworträtsel.



Von links nach rechts: 1. Stadt in Italien, 5. Wutgang, 9. Geburtsland, 10. weiblicher Vorname, 11. sagenhafter König von Phrygien, 13. anderes Wort für Held, 14. weiblicher Vorname, 15. Schiffsart, 17. Teil des Baumes, 18. Märchengestalt, 19. päpstlicher Palast in Rom, 23. Drehpunkt, 24. Stadt in Brasilien, 26. schädliches Insekt, 27. Heilmittel. — Von oben nach unten: 1. Bezeichnung für etwas, 2. altgermanischer Gott, 3. Name aus der griechischen Mythologie, 4. Stadt in Süditalien, 5. alkoholisches Getränk, 6. weiblicher Vorname, 7. Liebesgott, 8. anderes Wort für Überbleibsel, 12. Heilungsmittel, 13. Wehrmacht, 16. Genussmittel, 19. Zentibel, 20. Singstimme, 21. Papageienart, 22. afrikanischer Strom, 23. Fluß in Italien, 25. Fluß in Sibirien.

Grafik erzählt.

In einer Jagderzählung heißt es: Als der Löwe nahe genug gekommen war, hob ich vorsichtig meine Finte an die Wade, ein Anfall, und der Wüstenkönig lag mit einem Schuß in den Kopf tot auf der Erde. Was ist falsch dabei?

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe.

Lösung: Dame c 2 — e 6.
1.) ... b 4 — b 3; 2.) D c 6 — c 3 matt.
1.) ... S a 8 — b 6; 2.) T e 6 — e 5, K d 4 x T e 5; 3.) D f 6 matt.
1.) ... S beliebig; 2.) ... S beliebig;
3.) D x d 5 matt

Ein Witzbold.

Früh kann sich genau die Hälfte des Erdballes von seiner Wohnung entfernen, das sind rund 20 000 Kilometer. Geht er weiter, so nähert er sich wieder seiner Wohnung. Man sieht also in der äußersten Entfernung von seiner Wohnung auf dem Antipodenstandpunkt, dessen direkter Abstand vom Ausgangspunkt allerdings nur höchstens 12 756 Kilometer, nämlich die Länge des größten Erddurchmessers beträgt.

Silbenkreuzworträtsel.

Von links nach rechts: 1. Algerien, 4. Kaffee, 7. Vera, 8. Galata, 9. Rama, 10. Bage, 11. Riger, 13. Advancement, 15. Adama, 17. Afrika, 20. Orangerie, 23. Donna, 24. Aife, 25. Peri, 27. Locarno, 28. Liban, 29. Geologie, 30. Kolonnade. — Von oben nach unten: 1. Afrika, 2. Gera, 3. Engagement, 4. Katania, 5. Pila, 6. Amalia, 10. Pace, 12. Gerba, 14. Vandal, 16. Maubeuge, 18. Sidon, 19. Analogie, 20. Orinoto, 21. Nanke, 22. Kiesenbaude, 26. Pio, 28. Tina.

Silbenrätsel.

1. Livree, 2. Afford, 3. Chinin, 4. Sembe, 5. Giban, 6. Repos, 7. Imme, 8. Selen, 9. Zolstoi, 10. Krale. — Nach ist keine Suche.

Dann lieber nicht

„Männchen“, sagt eine junge Mutter, „ich bin mir nun darüber klargestellt, wie wir unsere kleine taufen lassen. Sie soll Zmogen heißen.“

Der Papa, dem dieser Name nicht gefiel, sann einige Minuten nach, widersprach seiner Gattin aber nicht direkt, da er wusste, daß diese doch auf ihrem Kopf bestehen würde. Endlich sagte er: „Das ist hübsch von dir! Zmogen hieß auch meine erste Jugendliebe, sie wird diese Namenwahl gewiß als ein Kompliment auffassen.“

„Na, ich will dir etwas sagen: wir wollen die Kleine doch lieber nach meiner Mutter Marie nennen.“

Das Kleinauto.

„Ich sage dir, mein Kleinauto nimmt jede Steigung!“

„Na, na, das möchte ich doch bezweifeln.“

„Jede Steigung, sage ich dir; wenn's wirklich nicht anders geht, nehme ich den Wagen auf den Buckel!“

Schlamm.

„Frau Müller hat nun den dritten Mann verloren; ist das nicht schlimm?“

„Gewiß — für den vierten!“

Auch ein Standpunkt.

Patient: „Donnerwetter, jetzt haben Sie mir den gesunden Zahn gezogen!“

Zahnarzt: „Seien Sie doch froh, daß er heraus ist, ehe er weh tut!“

In Verlegenheit.

Arzt: „Ich kann Ihnen also mit aller Sicherheit sagen, daß Sie nicht, wie Sie fürchteten, Magenleiden haben.“

Patient: „Ach, es tut mir unendlich leid, daß ich Sie nun wegen gar nichts um Ihre kostbare Zeit gebracht habe. Vielleicht finden Sie dann eben etwas anderes.“

Echt weiblich.

„Aber Frau, du kleidest dich so auffallend — du wirkst doch nicht mehr auf Eröberungen ausgehen wollen?“

„Fällt mir nicht ein, ich will nur die anderen Frauen ärgern!“

Schöne Einnahme.

Zwei Freunde treffen sich. „Na, Ede, wie geht's?“

„Ach, mir geht's gut. Ich bin Schlammensch.“

„Sol' Verdienste denn damit was?“

„Nar. Ich laß' mich zweimal in der Woche von nem Auto anfahren und kugle mir einen Arm und ein Bein aus. Das gibt immer ein schönes Schmerzensgeld.“

Väter und Söhne



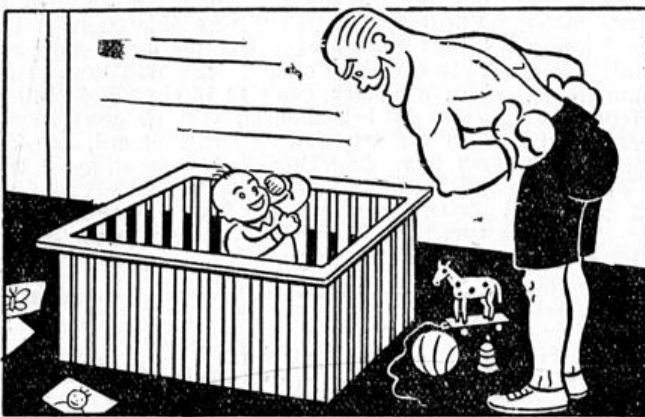
„Mutti, Mutti, sein — Bati hat deine Brosche gefunden!“



Der Sohn des Bogers: „Bati, komm' in den Ring, wir wollen auch mal 'n Gang machen!“



Wenn der Darmiger vergessen hat, die Medizin für sein Söhnchen zu schütteln.



So kann's kommen

Die Geschichte ist als Biß vielleicht nicht ganz neu, aber ich habe sie tatsächlich erlebt. Ich fahre mit der Straßenbahn von Mader nach Dresden. Neben mir sitzt ein halbwüchsiger Junge, der fast ununterbrochen mit heftigem Geräusch und in höchst unappetitlicher Weise mit der Nase hochzieht. Endlich wird es mir zuviel. „Junge“, sage ich, „hast du denn kein Taschentuch?“ Worauf der hoffnungslos Anabe einen unbeschreiblich dreckigen Lappen aus der Tasche zieht und ihn mit der Mahnung überreicht: „Aber wiedergeben!“

Lamm läßt Suppe. In einem Restaurant. Plötzlich fischt er zwei Fliegen aus der Suppe.

„Herr Ober!“

„Sie wünschen?“

Lamm zeigt ihm die zwei Fliegen.

„In besseren Restaurants werden die Fliegen mit der Suppe getrennt serviert. Wer will, kann sie dann immer noch hineintun.“

Nitti hat Geburtstag. Kurt führt Nitti in ein Restaurant. Reicht ihr die Speisefarte.

„So, mein Muscheln“, sagt er freundlich, „nun such dir zu deinem Geburtstag etwas recht Gutes aus, worauf du heute besonderen Appetit hast. Gulasch steht rechts unten in der Ecke.“

Maier trifft Müller.

„Nanu?“ staunt Maier, „Unfall gehabt?“

„Hand verbunden?“

Müller nickt: „Ach, gestern, wie ich gegen drei Uhr morgens aus der Veribar heimgehen will, tritt mir doch so ein Flieger auf die Hand —“

„Ober, einen Zahnstocher!“

„Bedauere, wir haben keine.“

„Aber noch vorgestern habe ich hier —“

„Früher ja. Aber seit der Chef gesehen hat, daß die Gäste die Zahnstocher mutwillig zerbrechen und unter den Tisch werfen, stellt er keine mehr hin.“

Seine Ansicht.

„Vater, wie heißt es nun richtig: der Tee ist gut für den Husten oder gegen den Husten?“

„Junge, das ist beides Unsinn. Gegen Husten hilft nur Schnaps oder Grog.“

Auskunft.

„Vater, weshalb nennt man eigentlich die Frau die bessere Gehälfte?“

„Weil sie immer das Bessere haben will und auch kriegt.“

lich, daß ein Gebiet von ihnen zu sehr überfüllt wäre. Neue Winterquartiere werden auf dem Gleisflug gewonnen, deren Auswahl sehr vorsichtig vorgenommen wird. Gabe es diese Verteilung durch den Herbstflug nicht, dann entstünde sofort ein großes Blutbad. Viele Spinnen sind bekanntlich gefürchtete Kannibalen. Sie würden sich zum großen Teil gegenseitig vernichten.

Gegen Ohrenzwang

Allen Widgenossen möchte ich ein einfaches Mittel empfehlen, das den lästigen und schmerzhaften Ohrenzwang bei unserem Hund vollständig beseitigt. Die Krankheit äußert sich durch dauerndes Schütteln des Kopfes, wodurch die Gehörgegend wundgeschlagen werden. Von einem Jagdfreund hörte ich ein Mittel, um das Leiden zu beseitigen.

In einen Liter Wasser schütte man einen Teelöffel voll Alaun und einen Eßlöffel voll Eichenrinde. Das Ganze bringe man in einem Emaille- oder Aluminiumgefäß zum Kochen. Nach erfolgter Abkühlung fülle man die erhaltene Lösung durch ein Sieb in ein reines Gefäß. Mittels eines kleinen Gummiballons spritze man vier- bis sechsmal am Tage die Behänge möglichst tief mit der lauwarm gemachten Flüssigkeit aus. Das Leiden ist in einigen Tagen vollständig beseitigt, die wundgeschlagenen Behänge verheilen nach Bepinselung mit Jod.

Lustige Pirsch

Ansrede.

Hörster: „Endlich erwisch ich dich! Was machst du hier mit dem Gewehr im Walde?“

Wildbieb: „O mei, Herr Hörster! Mir geht's halt gar so schlecht, und da hab' ich mich jetzt grad' erschießen wollen...“

Wald Feld und Heide

Die Welt im kleinen

Von Franz Schauweder.

Im Augustmassiv wandernd, kam ich auf eine Wiese und fand am Waldrand, nahe einem plätschernd springenden Bach, einen seit vielen Jahren schon abgestorbenen Baum, zweimannshoch überm Erdbreich abgebrochen und schräg emporstarrend. Die völlige Verwitterung ließ die Art des Baumes nicht mehr erkennen; es war nur zu sehen der gewaltige Stumpf, der mannstief gespalten war und nun einem urweltlich aufgerissenen Rachen glich.

In diesem totenhaften Mantel von Moos, Verwesung und Junder hatte sich ein reiches Leben angesiedelt. Nebeneinander wuchsen eine Eberesche und eine Tanne aus dem Gersall, dem eine wuchernde Fülle von Gertraut mit kleinen, roten Blüten und hohem Gras entpflanz. Je näher ich kam, desto mehr wurde ich gewahrt. Es hingen Regentropfen an breiten, gezähnten Blättern, Fliegen blühten grünlich auf schmalen Salmen, Käfer krochen im wandelnden Schatten der Stengel und bohren schon in der Rinde der jungen Tanne.

Eine fingerbreite ausgetretene Heerstraße führte zu einem nicht fernen Ameisenhaufen, und um den Leichnam eines Vogels sammelte sich eine bewegliche Welt von vielstimmigem Leben, das sechsbeinig kletterte, mit gläsernen Flügeln schwirrte und mit schwarzgepunkteten roten Flügeldecken wühlte. Eine Libelle wurde von acht Ameisen überwältigt, während eine Spinne eine Fliege einpackte und in einen Winkel des Reges verpackte.

Leben und Kampf überall. Salme ragten wie Ratmen schlank und riesig darüber. Die Eberesche verstreute ihren Schatten. Das Licht bebte.

Als ich mich entfernte, flogen die Tannenzapfen des Hanges düster in das Gewölbe des Himmels. Der sonnenbeschienene rote Punkt zwischen den dunkel ausgebreiteten Schwingen eines kleinen Schmetterlings leuchtete noch sichtbar, indes sich ein mir merkwürdiger Vorgang vollzog: die kleine Welt im Baumstumpf verschwand immer mehr unter dem immer gewaltiger ansteigenden Waldbang; und der Waldbang sank immer mehr in sich zusammen unter der maßlosen Macht des dahinter aufsteigenden Gebirges, das taub und grau in den Himmel wuchs. Am Ende war nichts Geringeres mehr da; alles war ungeheuer und kolossal. Nur der Mensch erschien winzig wie die Käfer im Gersall. Schließlich stand über allem erdrückend der Gipfel der Zugspitze.

Altweibersommer . . .

Eine wissenschaftliche Erklärung einer romantischen Erscheinung.

Ein Herbstspaziergang ist erst dann wirklich genutzbar, wenn sich zarte weiße Fäden auf dunklen Stoff legen, wenn ein Faden sich vielleicht nicht trennen kann und aus der letzten Herbstsonne bis in die schon recht kalte Wohnung mitkommt. Denn die Sommerfäden fliegen nur bei Sonnenschein, und besonders gern, wenn eine Reihe schon kühlerer Tage vorgegangen ist. Kommt dann die Sonne einmal wieder zum Durchbruch, dann freuen sich die Spinnen, und besonders die ganz jungen. Sie sind ungefähr drei bis sieben Millimeter lang und noch nie in ihrem kurzen Leben selbständig auf Entdeckungsfahrten ausgegangen.

In diesen letzten schönen Herbsttagen erst regt sich ihr eigenes Leben. Sie erheben sich auf die Zehenspitzen, wenn man so sagen kann, sie stellen alle acht Beine senk-

recht auf den Boden, der möglichst auch noch erhöht sein soll, und reden und strecken sich. Aus den Spinnröhren am Leibesende treten bei dieser Bewegung drei bis vier haarfeine Fäden wie glänzende, divergierende Lichtstrahlen. Wellig, wie vom Wind bewegte Seide, mit Elektrizität geladen, streben sie auseinander. An der Luft scheinen sie zu wachsen. Sie erreichen eine Länge von 60 bis 80 Zentimeter, also werden sie dreihundertmal so lang wie das ganze Tier. Wenn das Befehl, das nun entstanden ist, fest genug scheint, dann läßt das Tierchen sich los, gibt sich mit den aufgesetzten Beinen noch einen Schwung und segelt dahin, in die Welt, in die Sonne hinein. 15 bis 30 Meter in die Höhe kann ein Sommerfaden gelangen. Er kann aber auch über Stock und Stein geschleift werden, zerreißen und ermattet irgendwo liegenbleiben. Oder er kann auf eine Wiese geweht werden und sich dort zwischen den Halmen und Gräsern ein Nest zu bauen versuchen.

Manchmal ist eine Wiese vollkommen bedeckt von Fäden der Spinnen, die froh sind, hier noch in Ruhe die letzten Sonnentage verbringen zu können.

Viele Spinnenarten, die nie Reife bauen würden, gehen auf diese sonderbare und schöne Weise im Herbst auf die Reise. Die Wolfs-, Krabben- und Springspinnen sind es vor allem, die die Herbstreise lieben. Sonst leben sie auf dem Erdboden, zwischen Wurzel und Genist. Nur einmal im Jahr ergreift sie der Drang in die Weite. Unruhe des Wachstums und der Entwicklungszeit mag da mitsprechen.

Vor allem aber ist es der Sinn, der in der Wanderung steckt und Verwunderung erwecken muß. Spinnen sind nicht ausgezeichnete Fußwandler. Der Schwebeflug ist unbedingt notwendig, um die Art auszubreiten. Es wäre sonst gar zu leicht mög-

lich, daß ein Gebiet von ihnen zu sehr überfüllt wäre. Neue Winterquartiere werden auf dem Gleisflug gewonnen, deren Auswahl sehr vorsichtig vorgenommen wird. Gabe es diese Verteilung durch den Herbstflug nicht, dann entstünde sofort ein großes Blutbad. Viele Spinnen sind bekanntlich gefürchtete Kannibalen. Sie würden sich zum großen Teil gegenseitig vernichten.

Gegen Ohrenzwang

Allen Widgenossen möchte ich ein einfaches Mittel empfehlen, das den lästigen und schmerzhaften Ohrenzwang bei unserem Hund vollständig beseitigt. Die Krankheit äußert sich durch dauerndes Schütteln des Kopfes, wodurch die Gehörgegend wundgeschlagen werden. Von einem Jagdfreund hörte ich ein Mittel, um das Leiden zu beseitigen.

In einen Liter Wasser schütte man einen Teelöffel voll Alaun und einen Eßlöffel voll Eichenrinde. Das Ganze bringe man in einem Emaille- oder Aluminiumgefäß zum Kochen. Nach erfolgter Abkühlung fülle man die erhaltene Lösung durch ein Sieb in ein reines Gefäß. Mittels eines kleinen Gummiballons spritze man vier- bis sechsmal am Tage die Behänge möglichst tief mit der lauwarm gemachten Flüssigkeit aus. Das Leiden ist in einigen Tagen vollständig beseitigt, die wundgeschlagenen Behänge verheilen nach Bepinselung mit Jod.

Lustige Pirsch

Ansrede.

Hörster: „Endlich erwisch ich dich! Was machst du hier mit dem Gewehr im Walde?“

Wildbieb: „O mei, Herr Hörster! Mir geht's halt gar so schlecht, und da hab' ich mich jetzt grad' erschießen wollen...“

Heim

Nr. 209

Der Bericht
Kien, wenn die
heiten einmisch
dieser interna

Der Bericht
empfing geken
schreien und
Der Bericht
den selbstverle
geholt und im
denken" geleite
die militärisch
außer den H
kanglers der
Neurath, teil

überreichte die
Reichsminister

Es ist die
ters, die Bant
bei dem er beg
zu knäueln.
und in zuwerf
des v-rantworte
die Welt und
Bedeutung, d
fü die Fried
haben und in
Italien, da
der Nacht un
von allen vor
begründeten
für die begrün
Für dieses A
unfere. beide
überzeugter W
aus der guten

Deu

Der Bericht
nützlichen Re
Hafen von M
Freitag ein
dung eine n
stelt. Sämtl
geschwibrig
ein Ang. hat
In seiner H
dazu hinreiß
Galenkreuzf
und den W
bezeichnen.

Begann mit ei
dampfers „B
ich fort.